Mario.

Der Roman eines Kirchensängers.

Nach den Papieren eines Malers

von

Michael Klapp.

(№ 40)

Berlin, 1867.
Verlag von Gustav Behrend.

I.

Ich hatte mich nie im Leben um Freunde umgesehen, ich behandelte, wo und wie immer, meine Umgebung nach den Grundsätzen der Nächstenliebe. Vielleicht war diese Gleichförmigkeit in der Behandlung Aller, vielleicht war der Umstand, daß ich nicht glücklich war, daran Schuld, daß ich keinen Freund besaß. Die Menschen von heute sind nicht darnach, daß sie das Herz um des Herzens willen hingeben, dachte ich mir jedes Mal, wenn die Melancholie des Alleinstehens mich überfiel. Ich war ein ziemlich heißes Blut, stürmisch, wenn Ihr wollt, doch ohne den wüsten, rollenden Athem des Cholerikers.

Die prickelnde Unruhe der Künstlernatur — denn ich war ein Maler — konntet Ihr meinen unstätten Augen absehen, aber der edle Schnitt meines Antlitzes stellte in dem Beschauer meiner Persönlichkeit den nöthigen Grad von Ruhe wieder her, aus der ihn die dunklen Flammen meines Auges gerissen haben mögen. So hätte es doch nur eines kleinen Pröbchens bedurft, für den, der sich mir nähern wollte, und er hätte gesehen, daß es sich mit mir leben lasse. Aber die Menschen sind nun jetzt so, daß sie

alles Mögliche lieber studieren, als den Mitmenschen; von der geringfügigsten Wissenschaft lassen sie sich Jahre rauben, und das geheimniß- und räthselvollste Buch einer Menschenseele soll sich ihnen im Sturme öffnen.

So ging ich bis in mein dreißigstes Jahr einsam durch's Leben. Ich malte Menschenbilder aus jeder Gesellschaftsschichte, heute einen Schuster und morgen einen Minister, wie es sich traf. Für die erste Zeit meiner künstlerischen Thätigkeit war ich mit Leib und Seele Künstler in des Wortes tiefster Bedeutung. Ich hatte schon frühe die Gewalt der Charakteristik inne, und mein Pinsel verstand sich auf die Geheimnisse der Herzen der Menschen, von denen er die Köpfe malte. So waren fünf bis sechs Portraits von mir entstanden, mit denen ich zufrieden sein konnte. Diese Zufriedenheit machte mich einigermaßen glücklich, denn ich wußte mich ganz streng gegen meine Kunst und frei von aller jener Selbstüberschätzung, die bei uns Malern so sehr zu Hause ist. Giebt es doch in keiner Richtung menschlicher Thätigkeit selbstgefälligere Naturen, als unter den Malern!

Aber was half's, daß ich mit mir zufrieden war? Fast keines von jenen guten Bildern war den betreffenden Eigenthümern recht. Sie hielten sich für nicht „getroffen," wie sie sagten, und fühlten sich vielmehr zu gut getroffen. Es ärgerte sie, daß meine Kunst ihnen bildlich die Wahrheit sagte, daß meine Seele im Momente des Schaffens, sich in die geheimsten Falten ihrer Stirnen schlich und dann den Farben plauderte. „Zu poetisch" hieß es gewöhnlich. Hier sollte ich kein Härchen des Schnurbartes fehlen lassen, dort hätte ich wieder alle Warzen in die schönsten Grübchen verwandeln sollen und auf einem andern Bilde hatte ich

vergessen bei Wiedergabe der pomadisirten Spaltung auf dem Haarboden eines Gecken die Schönheitslinie einzuhalten. Wie sträflich! Was Leidenschaft, was Charakter! Pah! — Unnöthig! Dummes Zeug! Die Leute wollten das nicht. Die Herren wollten, daß ich in den Geist ihres Bartes eindringe und ihn zu erreichen strebe, die Damen, daß ich ihren Schneider in Farben verewige. Vergesse ich doch jene Scene nie, als ich eines Tages einer Banquiersfrau, die mir Wochen lang in großer Toilette und im Schweiße ihres Angesichtes (die Dame hatte die Taille eines Globus) saß, ihr lebensgroßes Bildniß bringe und sie mir bei dem ersten Blicke, den sie auf das Werk wirft, in einem Tone, der mir die Größe ihres Unglückes schildert, zuruft: „Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht! Die Leute werden sagen, ich trage unechte Spitzen!" — Die Brüsseler Gewebe waren ihr nicht echt genug wieder gegeben, das Uebrige — sie selbst — existirte nicht für die Dame aus der haute finance. Ich ließ mir die Unechtheit der Spitzen am Honorar abziehen und ging. Von nun an ließ ich meine Ansichten über die höheren Aufgaben der Kunst hübsch bei Seite liegen und malte nach dem Willen der Auftraggeber. Auf diesem Wege ward ich in unserer Großstadt — berühmt!

Das Blut der geopferten Kunst über Euch, nackte Prosamenschen! Ich ging mit meiner Malerei nach Brod. Ich fing an, höchst „elegant" zu malen. Ich malte Larven, das vergängliche Roth der Jugend, die „interessante Blässe" der Blasirtheit, die Pikanterie körperlicher Herabgekommenheit, das wollüstige Lächeln der Roué's der feinen Kreise und die unaussprechliche Langeweile aristokratischen Aplombs.

Ich warf mich mit meiner ganzen Kunst auf Kleider und Wäsche meiner Auftraggeber, die Voluren und Spitzenfäden der Robe meiner Damen konnte man zählen, so schön waren sie gegeben; die Manschetten und Hemdkragen meiner Herren mußten die Aufmerksamkeit der kunstverständigen Wäscherinnen erregen, so prächtig standen sie und die Goldknöpfchen an Manschetten und Brusttheilen der Wäsche mußten die Juweliere an ihre Auslagen und vielleicht auch an die noch unbeglichene Rechnung des gnädigen Herrn erinnern, so ähnlich, frappant ähnlich waren sie wiedergegeben. Und wie ich die süßen Kinder alle malte! Man sah ihnen auf den ersten Blick gleich an, daß sie Tanzstunden genießen und sie mußten auch in der Regel immer ihrem respectiven Papa, manchmal sogar auch mehreren Papas ähnlich sehen. Hier und da packte mich bei den Sitzungen nagender Kummer, daß ich nicht auch die Schrecken der Seele malen durfte, ich nannte mich Farbenknecht und knirschte innerlich. Aber auch das ging entweder rasch vorüber, oder es glühte zuweilen das heilige Feuer in mir weiter und brach sich, trotz aller Befehle der zu malenden Herrschaft, denn doch in Farben Bahn. In Stunden der Muße malte ich meinem Genius zur Genüge Bilder, die ich ausstellte, aber die nie einen Käufer fanden. Das Jahr 18 . . sollte eine Aenderung in diese einförmigen Verhältnisse bringen.

Ich war damals Stammgast in einem Café der Stadt, das zumeist von Künstlern, Schauspielern, Schriftstellern und den Freunden, die sich zu ihnen gesellten, besucht ward. Ich las da die Portion Zeitungen, die ein Gebildeter unserer Tage täglich durchgehen mußte und plauderte zu-

weilen mit einem und dem andern Collegen, natürlich über Alles, nur nicht über Malerei, denn solcherlei Gespräche konnten die Herren nicht leicht vertragen. Seit kurzer Zeit hatte die ständige Gesellschaft des Café's einen Mann als Zuwachs bekommen, der in den Kreisen der Stammgäste ein ungewöhnliches Interesse erregte. Er kam stets allein, er hatte keinerlei Umgang, schien auch solchen eher zu meiden, als zu suchen. Er setzte sich, sobald er kam, an eines der Eckfenster, das an einer fashionablen Straße gelegen, die meist von aristokratischen und Gesandtschafts-Hotels erfüllt war, er las französische, italienische und auch deutsche Blätter oder schaute, eine Cigarette im Munde, sinnend hinaus in das Treiben der Gasse. Oefter schon versuchte es der eine oder der andere von uns Stammgästen ihm Gesellschaft zu leisten, aber es ward nicht gut aufgenommen. Der Fremde ließ es still durchblicken, daß er keine Bekanntschaft anzuknüpfen gesonnen sei. Diese Zurückhaltung allein schon hätte den Mann interessant machen müssen, in einer Stadt, wie in der unseren, wo die Freundschaftsbündnisse in Café- und Gasthäusern so leicht geschlossen werden, wo der Mann, der neben Dir am Tische in einem Café sitzt, nach Deinen Gedanken und Gefühlen u. s. w. die Hand ausstreckt, einfach wie nach den Broten, die gemeinschaftlich für Dich und ihn im Körbchen liegen. Die unglücklichen Versuche, die gemacht worden, um sich mit dem Manne in einen Rapport zu setzen, verschafften ihm Ruhe. Die Maler waren schon höchlichst zufrieden, den hochinteressanten Mann bloß immer anschauen zu können. Der Himmel weiß es, er grassirte eine ganze Zeit lang, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, als Studienkopf, Skizze, Portrait,

in den Mappen meiner Collegen; er „saß“ ganz unbewußt, ohne es auch nur zu merken zu wiederholten Malen meinen Collegen. Der Mann war aber auch so schön! Er hatte alle Eigenschaften des männlichen Schönheits-Ideals. Kraft, Adel und Grazie paarten sich in seiner herrlichen Gestalt auf's Harmonischeste. Er war keine jener weichlichen, zarten, wie aus Rosenwasser hervorgegangenen Erscheinungen, die Frauen — aber auch nur Frauen — so oft schön nennen, kein Mann, schön genug bloß für ein Liebesstündchen, in dem ein paar schwellende Lippen die Hauptrolle spielen, er war weit, weit mehr, eine Erscheinung voll Hoheit. Es ging ein Zug von Größe schon durch seine äußere Statur, könnte man behaupten. Sein Kopf, was brauche ich mehr zu sagen, als daß er mich immer und immer an den „Jupiter Otricole,“ den ich in Rom im Vatikan nicht oft genug sehen konnte, so überaus lebhaft erinnerte. In der Haltung entwickelte er eine Anmuth, die um so bestechender wirkte, als sie so vollständig ungesucht erschien. Das classische Profil, die großen, dunklen Augen, das krause, glänzend schwarze Haupthaar ließen mich auch ihn auf den ersten Blick für einen Italiener halten, der er auch war.

Dieses Mannes Schönheit zwang in der Stadt aller Welt, männlicher, wie weiblicher, die höchste Bewunderung ab; es gab, wie dies doch oft bei sogenannten schönen Männern vorzukommen pflegt, keinerlei Partheiung im Urtheil. Auf der Straße blieben die Leute stehen, um ihm bewundernd nachzuschauen. Und das Merkwürdigste an All' dem war, daß, wie man sich erzählte, ihm diese stille Huldigung sehr lästig und zuwider schien und er ihr, so oft es nur anging, entfloh. Wie hätte der Mann in dieser sinnes-

trunkenen Stadt, in diesem Capua der schönen Weiber, sein Leben in großen, vollen Zügen genießen können! — Und doch, man wußte in gut unterrichteten Kreisen, daß er solchem Leben abgeneigt sei. Er mied die feinsten Cirkel, die sich um seine Besuche bemühten; in keinem noch so hoch aristokratischen Salon, die ihm alle offen standen, war der Mann zu sehen, er mied diese höheren Geselligkeiten noch weit mehr, als die niederen. Er galt als ein Gesellschafts- und Menschenfeind im allgemeinen und als ein Weiberfeind im besonderen. Er lebte still und zurückgezogen.

Und wer war der Mann? Darüber lag wieder ein mystisches Dunkel. Wo ich immer fragte, man kannte ihn nur unter dem Namen: Mario. Er hatte keinen Titel, keinen Rang, von dem man wußte; seine Haltung, seine Erscheinung, sein ganzes Wesen wiesen aber doch deutlich genug auf die vornehmen Stände hin, zu denen er gehören mußte. Ein Geheimniß muß da vorhanden sein — das sagte sich die gute Gesellschaft; sie munkelte auch unter sich Verschiedenes von dem interessanten Manne und brachte es unter die Leute, er sei der natürliche Sohn dieser oder jener Dame, die man zu den ersten des Landes zählte, deren hohen Namen er aber nicht tragen konnte und durfte. Das war Alles; aus dem Nebelreich der Vermuthungen kam man nicht hinaus. Eins stand aber in der Meinung der Gesellschaft, die sich so viel mit Mario beschäftigte, fest: daß man es in jedem Falle mit keinem Abenteurer zu thun habe. Man behauptete, einem eigen gearteten Menschen gegenüber zu stehen, einem Manne, der nur noch mehr das Interesse reizte, je weniger man von ihm wußte und von dem man sah, daß er mit seiner geheimnißvollen Existenz

keinerlei sociale Speculation trieb. Eins wußte man am Gewissesten von Mario: daß er ein leidenschaftlicher Musiker sei. Eine andere Leidenschaft konnte man ihm nicht nachsagen. Er erschien am fleißigsten in großen Orchester-Conzerten und bei Kirchenmusiken; in der Oper ward er auch gesehen, wenn auch seltener. Die Nachbarn in dem Hause, das er mit einem alten Diener in einer der vielen Vorstädte bewohnte, wollen den Mann haben singen hören, so überwältigend schön und mit so hinreißend edlem Vortrage, daß er ihnen nur zu selten sang. Das war Alles, was die Welt, die große und schöne voran, von dem Italiener Mario, der ihr zu viel privatisirte, wußte.

Mir war es zu wenig, ich hätte, so oft ich den Mann sah, mehr von ihm wissen mögen, er fesselte mein Auge und mein Herz, ich liebte ihn vom ersten Augenblicke an, da ich ihn gesehen, liebte ihn — warum soll ich's nicht sagen, auf die Gefahr hin verlacht zu werden? — mehr als ich je im Leben ein weibliches Wesen geliebt. Der Gedanke, den Mann so unzugänglich zu wissen, reizte auch mich nur noch mehr, seine Bekanntschaft zu erobern. Ich hatte das Heer von Salonmenschen, die sich, meiner Kunst schmeichelnd, um mich drängten, satt, satt diese hohlen, elegant gekleideten Gespenster, die erst um Mitternacht zu leben anfangen, um mit dem ersten Hahnruf immer wieder in ihr tägliches Nichts zurückzusinken.

Wochenlang war ich ein stiller Verehrer des interessanten Mannes. Ich konnte mich gar nicht satt sehen an so viel männlicher Hoheit und Schönheit. Wenn der Maler in mir zu schwärmen aufgehört, fing der Mensch an die Schwärmerei fortzusetzen, ich ließ es mir nicht nehmen, zu

glauben, in diesem Körper sitze eine ihm an Schönheit gleichstehende Seele. Eine Künstlernatur sprach mich aus diesen dunklen Augen mit feurigen Zungen an, eine hochfliegende Seele schien mir in diesem wunderbaren Kopfe zu wohnen, eine Seele, deren Flug durch besondere Umstände und Verhältnisse gefesselt sein mag. Ich rang lange nach einem Entschlusse, mit dem Manne bekannt zu werden. Wollte ich doch nicht zu den oberflächlich Neugierigen und Zudringlichen gehören. Oefter schon, wenn er in der Ecke neben mir Platz genommen, wollte ich zu einer Anrede schreiten, ich bezweifelte aber immer den Erfolg, fürchtete seine beliebte Vereinsamung zu verletzen. Eines Tages aber faßte ich mir Muth, ging gradewegs auf ihn zu und bat ihn, sich malen zu lassen. „Ich verdiene die Poesie der Farbe nicht," war seine drastische Antwort. Ich wußte nicht, was ich darauf sagen sollte. Ich hätte vielleicht geantwortet, wenn nicht die dunklen Augen dieses Mannes mich außer Fassung gebracht hätten. Ich kam mir vor, wie Moses vor dem Dornbusche; es war mir, als müßte ich vor den Flammen dieser Augen die Schuhe ausziehen. Ich machte kehrt und ging. Aber das Bild des Mannes verließ mich nicht. Er konnte es verweigern, mir zu sitzen, (was manchem meiner Collegen ja auch schon passirte) aber meine Künstlerseele beschäftigte sich im Stillen weiter mit seinem Kopfe, ihr sich zu entziehen, gelang ihm doch nicht. Künstler sind bekanntlich eigensinnig, und ich war es auch in Bezug auf den Italiener. Meine Phantasie ließ nicht von ihm, trotz aller Scheidewände, sie citirte ihn zu sich, so oft sie nach ihm begehrte, und er kam, ob er nun wollte, oder nicht. Und nach einer Reihe so rein geistiger Zusammenkünfte mit dem Manne,

griff ich, als mir die Seele ganz von ihm erfüllt war, eines Tages nach Pinsel und Palette und fing an, das Bild Mario's zu malen.

Acht Tage später hatte ich es, aus dem Gedächtniß gemalt, fertig. Noch nie bis zu diesem Zeitpunkte hatte ich mit solcher Liebe gemalt, als in jenen Tagen. Die rechte Freude des Schaffens, die nur Künstler kennen, war über mich gekommen, ich war dem Bannkreis des Handwerks plötzlich wieder einmal entrückt und in die reineren Sphären künstlerischer Production emporgeglitten. Ich fühlte mich unbeschreiblich glücklich in jenen Tagen, da der Freund meiner Seele mir so nahe war, und ich mich mit ihm beschäftigen konnte, ohne seiner persönlichen Nähe zu bedürfen. Ich hatte zur Zeit sämmtliche übrigen Staffeleien, auf denen ältere Bestellungen standen, zur Seite geschoben und arbeitete an der Bestellung meiner Seele. O, es waren die schönsten Stunden, wie sie mir meine Kunst später nur noch einmal im Leben zu Theil werden ließ, die ich an das Bild jenes Mannes setzte! Es war mir, als brächte ich diese Tage in unmittelbarster Berührung mit ihm zu, als spräche ich mit ihm, und er antwortete mir. Sein Leben stand in allen kleinen und großen Zügen vor mir und doch wußte ich nichts davon; ich hätte mir jede Faser seines geistigen Wesens zu deuten gewußt, als wäre ich immer um ihn gewesen. Gott, was war das, daß ich dieses Bild so aus mir herausschuf! Oefter, wenn ich vor dem Bilde stand und es betrachtete, glaubte ich meinen Augen nicht trauen zu können, so frappant schien es mir gelungen. Und dann wieder schalt ich mich andere Male einen Stümper,

einen eingebildeten Narren. Ich war oft genug im Zwiespalt mit mir über dieses Bild.

Nach acht Tagen dieser fieberhaft erregten Thätigkeit trug ich das Bild in die Wohnung Mario's. Ich hatte sie zu erkundigen gewußt und machte mich auf den Weg in die Vorstadt. Das Herz schlug mir, als ging ich bewußt einem in meinem Leben epochemachenden Ereignisse entgegen. Ich habe Prinzen und Prinzessinnen gemalt und ich ging immer mit so kaltem Blute mit meinen Bildern zu den allerhöchsten Bestellern, es lag mir nicht viel daran, Beifall oder Mißfall zu erregen, da oft schon Beides grundlos geschehen. Ich war ein berühmter Maler — was hatte ich zu fürchten? Dem Erfolge dieses einfachen Bildes, das ich nicht für Lohn gemalt und dessen Entstehung seinen einzigen Grund im Drange meiner Seele hatte, sah ich aber mit großer Bangigkeit entgegen! Ein Wagen brachte mich an Ort und Stelle. Ich stand vor der Thür des Italieners, nur noch wenige Augenblicke und ich stand mit dem Bilde vor ihm selbst. Ich kann heute nicht mehr sagen, wie und in welchen Worten ich mich und mein Bild eingeführt, wer weiß, was ich in meiner Verwirrung und Aufregung gesprochen habe. Viel war es gewiß nicht. Ich zog statt vieler Worte eiligst den Schleier von dem Bilde, und Mario stand plötzlich vor sich selbst. —

Er stand zuerst wie versteinert vor dem Bilde, versenkte sich eine ganze Weile hindurch in die lebendurchglühte Leinwand und rollte nur zuweilen sein Auge auf mich. Jetzt stampfte er mit dem Fuße und sein Antlitz glühte.

„Wer hat Ihnen das Recht gegeben, mich zu malen, so zu malen?! Was bedeutet dieser blasse Zug um die Lip-

pen und dieser um das gewölbte Auge? Ich will es wissen! wissen will ich, was Sie damit gemeint! Woher kennen Sie mich? Wer hat Ihnen von mir erzählt?"

So stürzten, gewitterartig, die Worte über Mario's Lippen, und packten mich eigenthümlich. Ich sah, wie von dämonischen Mächten dirigirt, abwechselnd auf den Italiener und auf das Bild. In diesem Momente erst, dem Manne selbst gegenüber, überraschte mich die große Aehnlichkeit, die meine Arbeit mit dem Originale hatte, auf's Mächtigste. Ich spreche nicht von jener vulgären Aehnlichkeit, mit der auch die mittelmäßigsten Portraitisten fertig werden — mein Bild war mehr als in diesem Sinne ähnlich, es war die künstlerische Wiedergeburt einer eigenthümlichen Individualität. Der geistige Ausdruck seines Kopfes war mir so überaus gelungen, etwas von dem Geiste seines Lebens mußte mich überschlichen haben, als ich den Pinsel führte, so war ich auf die geheimnißvoll umschleierten Züge des Mannes eingegangen. Man sah Trübsinn und Selbstquälerei, sah Unglück, viel Unglück, Haß, den Haß eines lebensüberdrüssigen Philosophen in diesen Zügen. Diese Linien um Mund und Lippen des Bildes waren dieselben, die so mancher qualvolle Lebensmoment, den ich noch nicht kannte, hervorgebracht, diese Stirne war dieselbe, die Gram und Lebenssättigkeit mit so mancher großen Wolke umzogen haben — kurz, ich hätte das Buch seines Lebens aufgeschlagen vor mir haben können, als ich Mario malte und das Bild hätte nicht anders werden können, als es war.

Für die ungestümen ersten Fragen des Italieners hatte ich keine Antwort. Ich war auch von den Wechselwirkungen die Bild und Original auf mich machten, so ganz erfüllt,

daß ich Mario in jenen ersten Momenten gar nicht beobachtete. Nach einer schwülen Pause sah ich ihn abwechselnd erregt im Zimmer umhergehen und vor dem Bilde stehen bleiben. Es schienen die extremsten Gefühle zu sein, die ihn bestürmten, denn bald flog sein Auge wild grollend dahin, bald wieder tauchten sonnigere Lichtstreifen in seinem Antlitze auf. Der Kampf in ihm dauerte nicht lange. Nur noch wenige Augenblicke und Mario ging mit der Miene eines beglückten Kindes auf mich zu, schüttelte mir die Hand, drückte mich an sein Herz, erging sich in den Aeußerungen der zärtlichsten Gefühle. Der streng und finster blickende Mann erschien mir wie umgewandelt. Auf seinem Gesichte hatte sich plötzlich Alles gelichtet, unter dem düstern Gewölk der dichten Brauen war ein Strahl von Heiterkeit hervorgebrochen, der alle Linien des Antlitzes in sonnigen Aether zu tauchen schien — um wie viel schöner noch erschien der Kopf Mario's unter dem Einflusse dieser neuen Stimmung! Wo Schönheit ist, da sollte auch immer Glück und Freude sein beim Menschenkinde. Die armen Getäuschten, die da glauben, sie hätten die Schönheit dieses Mannes wirklich begriffen und welche ihn doch noch nicht lächeln gesehen haben! — So schön als in diesen Momenten, wo sein Haupt wie von einem Meer voll heiteren Lichtes umflossen schien, hatte ich Mario noch nicht gesehen. Soll ich erst eines Langen versichern, daß ich seine Freude, sein Beglücktsein mit vollen Zügen erwiderte? Hatte ich ja dieser glücklichen Stunde, die mich dem Freunde meiner Seele endlich näher bringen und dem stillen Bunde seine bisherige Einseitigkeit nehmen sollte, so sehnsüchtig entgegengesehen, flog ja mein Herzenswunsch der Zeit seiner Erfül-

lung so weit, weit voran! Hatte ich ja die Kunst, die Muse, meinen Genius zur Mithilfe aufgeboten, um den Bund zu Stande zu bringen, der mir endlich einen Menschen verleihen sollte, dem ich anhängen konnte und durfte mit Leib und Seele. Und sie hielt mir Wort, meine Kunst. Wie dankte ich ihr! Was war das Alles, was ich ihr bis heute verdankte, Geld, Ehre, Ruhm gegen das gehalten, was ich mit ihrem göttlichen Beistande jetzt erworben — einen Freund! Und einen solchen hatte ich nun, ich hatte Mario zum Freunde. Den ersten Auseinandersetzungen unserer Herzen folgten nun ganze Stunden des freundschaftlichsten Zusammenlebens. Wir sahen einander täglich, und immer mehrere Stunden lang. Der Gang in die etwas entlegene Vorstadt, wo Mario mit seinem alten Diener wohnte, ward mir zum Lieblingsgange. Ich konnte die Zeit gar nicht erwarten, die mich mit dem Freunde auf Stunden hinaus auch räumlich verband. So oft ich meine festgesetzten Arbeitsstunden hinter mir hatte, eilte ich zu Mario und wir verbrachten zusammen ein Stück intimes Leben. Wir sprachen durch, was den Tag und uns bewegte, die Angelegenheiten der Einzelnen und die der Welt, wir sprachen vom Ewigen in der Kunst, Wissenschaft, Philosophie und vom Zeitlichen in dem eitlen Treiben der Menschen um uns herum. Aus Allem, was Mario sprach und äußerte, ging ein starker Geist, eine tiefe, sensible Künstlernatur und ein umfangreich erworbenes Wissen hervor. Er sprach fließend deutsch, ohne dabei die fremde Zunge im Geringsten zu ve.rathen, das melodischeste Italienisch, das ich je gehört und ein elegantes Französisch. Im Reden und Denken konnte er hinreißen, gleich seinen Geberden und Mienen

war auch Alles, was er sagte — ich übertreibe nicht! — Musik. Aus Vielem, wenn auch nicht Allem, was wir durchsprachen, ging eine Uebereinstimmung unserer Lebensanschauung, eine Gleichheit unserer Gedanken, die uns erst recht beide an einander ketteten, hervor. Seine Gedanken über Kunst und Welt und Menschen waren die meinigen, nur im Glauben war er schwärmerisch und ich — nüchtern. Das konnte uns nicht trennen, eben so wenig wie seine an Abscheu grenzende Abneigung gegen die Frauen, die ich auch nicht theilte.

Für uns bildende Künstler, die wir in schönen Formen leben und weben, ist ja die Frau der Glanzpunkt des Menschlichen. Ich weiß nicht, was aus der Malerei und Plastik geworden wäre, wenn es nicht zu jeder Zeit schöne Frauen gegeben hätte. Ist doch alle übrige Schönheit in der Natur fast armselig zu nennen gegen die Schönheit des Weibes! Die schönsten und höchsten Ideale aller Kunst flüchteten sich in die Gestalt eines Weibes. Wie könnte ein Maler ein Weiberhasser sein, oder vielmehr, wie könnte er kein Frauenverehrer sein! Für mich waren Arbeiten, die mich mit schönen Frauengestalten in Verbindung setzten, oft eine geistige, künstlerische Erholung. Da ruhte ich aus von der Pein, die mir nicht selten die gebotene Darstellung so vieles Mittelmäßigen aus der menschlichen Gestaltenwelt verursachte. Mario's Frauenhaß war mir ein Räthsel. Ueber das Wenige schon, was im Stadtgespräche darüber cursirte, konnte ich mich verwundern, wie erst, als ich im täglichen Umgange mit ihm das, was die Welt von Mario erzählte, nur noch in weit höherem Grade bestätigt fand. Jedes Gespräch über Frauen erregte ihn auf's Unangenehmste, in

seinen Augen blitzten dann die unheimlichsten Lichter auf, und er hatte mit sich sichtlich zu kämpfen, um die Empörung, die sich in seinem Innern vorbereitete, vor mir nicht zum lauten Ausbruch kommen zu lassen. Eine dichte Schichte von Trauer lag dann immer noch einige Zeit lang über dem Wesen Mario's, und schwer gelang es mir, sie zu verscheuchen. Natürlich war ich von dem Augenblicke an bestrebt, unser Gespräch vor weiblicher Annäherung zu bewahren; aber nicht immer ließ sich eine Begegnung mit dem schönen Geschlecht in unserem eifrigen Gedankenaustausch vermeiden. Einigemal sogar machte Mario selbst Anstrengungen, um den Schleier von dem Bilde, das von den Frauen in ihm lebte, zu reißen, aber ich bekam nichts zu sehen. Er machte wohl einige Male seinem Hasse Luft, aber bloß in allgemeinen scharfen Anklagen, die in das Capitel weiblicher Herz- und Treulosigkeit, das in der Welt so oft citirt wird, gehören; doch ich merkte, daß dies nicht alles Beweismaterial seines leidenschaftlichen Abscheues sein könne. Irgend ein Weib muß an den Grundfesten dieses Lebens mit zerstörender Hand gerüttelt haben, sagte ich mir. Ist es die alte Geschichte vom Verrathe des Weibes, die Geschichte von seiner Treubrüchigkeit, seiner wetterwendischen Liebe, seiner Herzenseitelkeit? Ist sie auch Mario „just passirt", wie der Dichter sagt? Ist es dies ganz gemeine Loos, das heutzutage auf allen Straßen herumläuft und in den Häusern der Großen und Kleinen einkehrt, so daß es fast zu den Gewohnheiten des Lebens und zur Fütterung der Chronik einer Großstadt schon unumgänglich nothwendig ist; ist es das Loos, welches das Leben des geliebten Freundes drückt? Mir sollte es noch unentdeckt bleiben.

Der eigentliche Anhaltspunkt zur Erklärung dieser Seite in Mario's Wesen fehlte mir. Ich war zu discret, um ihn Mario rundweg abzuverlangen.

Unser Umgang ward unterdeß immer intimer. Meine Kunstgenossen beneideten mich um meinen Freund. Fortan sahen sie Mario im Café nicht allein sitzen, sie sahen ihn immer in meiner Gesellschaft, im regsten Verkehr mit mir. Der erste Gedanke dieser seichten Patrone war natürlich, daß ich schon Herz und Nieren Mario's bis in's kleinste Aederchen hinein kennen müsse, daß mir keine Pore seines mysteriösen Lebens unbekannt sein könne. Nach dieser Richtung hin belästigte mich auch Mancher von ihnen mit Fragen, deren Beantwortung ich ablehnte. Mir war diese flache Neugierde gründlich zuwider. Die schönsten Stunden unseres Umganges füllte Mario's Kunst aus. Ich hatte selbst nie offen den Wunsch geäußert, den Freund singen zu hören, wußte ich doch nicht, ob ihm die Erfüllung meines Wunsches angenehm wäre. Eines Tages jedoch überkam ihn selbst das Bedürfniß, sich auch im Gesange mir mitzutheilen. Wir kamen so eben von der Besichtigung einer Skizze aus dem Dante, die ich im Kunstverein ausgestellt, zurück; Mario war zu meiner großen Freude von meiner Zeichnung innerlich angeregt und in der bewegtesten Stimmung. Er zog mich, geistvoll über Dante, über Poesie und Malerei und ihr gegenseitiges Verhältniß plaudernd, mit sich auf sein Zimmer. Da schlug er sein Clavier auf, und ich hörte ihn zum ersten Male singen. Er sang mir zu meinem nicht geringen Erstaunen eine Arie aus dem „Elias von Mendelsohn" — ich war überwältigt. Welch poetisch durchwärmter Vortrag war das! Wie mächtig und doch wohl-

lautend, wie eben nur eine italienische Stimme, klang das Organ des Freundes! Ich hatte den Eindruck von einem großen Gesangskünstler, gegen den gehalten alle berühmten Sänger unserer berühmten Oper wahrhaftige Stümper schienen. Es lag so viel Kraft und Schönheit in seinem Gesange, wie in ihm selbst. Und wie hinreißend sang er unsere deutschen Lieder, unseren Schubert und den gerade in Schwung kommenden Schumann, für dessen verschleierte Stimmungen er den poetischesten, wahrsten Ausdruck fand! Dieser Stunden, in denen Mario's tiefe Natur auf den Flügeln des Gesanges dahinschwebte, gedenke ich noch heute, wo Alles verrauscht um mich herum ist, unter dem vollen Zauber einer beseligenden Vergangenheit, mit Thränen im Auge. Wie konnte ein solcher Künstler nur im Stillen seinem Genius opfern — fragte ich mich, wenn ich Mario hörte. Er müßte die Welt schon längst erobert haben mit seinem Gesange!

Aeußerte ich ihm diese meine Verwunderung, dann ward er nachdenklich und still und sagte endlich, nachdem er sich mißmüthig mit der Hand über die Stirne fuhr, als wollte er ähnliche Bedenken, wie die meinigen mit Gewalt verscheuchen: „Meine Stimme gehört mir und soll die Welt nichts damit zu thun haben!“ Er sagte dies so herbe, daß ich denselben Mißklang, der aus seiner Rede über die Frauen immer heraustönte, auch aus diesen Worten heraushörte. Hier liegt wieder das Mysterium seines Lebens zu Grunde — sagte ich mir und schwieg. Es war wieder eine Seite, die ich nicht berühren sollte und sie war mir von nun an heilig. Ich erfreute mich am Gesange des Freundes und fragte den Teufel darnach, ob die Welt ihn hörte oder nicht.

War es nun, daß Mario — wir waren nun Monate lang verbündet — die Prüfungszeit meiner Freundschaft für abgelaufen hielt; war es, daß es ihn mir gegenüber zur Eröffnung seines ganzen, inneren Menschen trieb, oder daß er meine Discretion, die ich bei solchen Gelegenheiten beobachtete, lohnen wollte — kurz, ich bekam eines Tages ohne alle Initiative von meiner Seite den Schlüssel zu Allem, was mir im Wesen und Leben des Freundes dunkel war. Mario sandte mir ein Packet. Es enthielt eine Anzahl lose aneinander geheftete Blätter, sauber und zierlich geschrieben. Ihnen war ein Billet an mich beigelegt. Es lautete:

„Diese Papiere, die die Geschichte meines Lebens enthalten, wären einst mit mir in's Grab gewandert, hätte ich Sie nicht, Herzensfreund, gefunden. Ich schrieb sie, um eine lange Schmerzenskette, die meine Seele Jahre hindurch gefangen hielt, kräftig abzuschütteln und sie weit, weit weg von mir zu schleudern. Die mein Leben gestört und zerstört, wissen von Dem, was ich erzähle, und Andere, nahm ich mir vor, sollten nichts davon wissen. Wenn man die Menschen von heute nimmt, wie sie sind, so müßte man glauben, alles große und kleine Unglück sei bloß für die Welt und um der Welt von Zuschauern wegen da. Es hat fast gar nichts für sich, unglücklich zu sein, wenn man nicht dadurch, so zu sagen, interessant wird — dies glauben Viele, ich nicht. Ich habe mich, soviel in meinen Kräften stand, immer gehütet, in die gleißenden Schaukästen des öffentlichen Gesprächs zu kommen; was trotzdem darin von mir hängt, ist Schuld jener Schwätzerin, die man Gesellschaft nennt. Sie verurtheilt viel und weiß nichts. Dem Freunde und nur dem allein gegenüber, empfinde ich die Verpflichtung,

von dem zu erzählen, was mich bis heute so tief bewegte. Er soll nicht vor den Räthseln meines Wesens unbefriedigt stehen bleiben und seine Theilnahme für mich an bloßen Vermuthungen kreuz und quer abnützen. Ich bin Ihres Mitfühlens schon sicher, wohlan, so mögen Sie auch mitwissen. Ich weiß nicht, ob die Geschichte, die Sie nun lesen werden, wirklich schon ein Ende hat, oder ob mein jetziges Leben nur eine Pause ist, die von neuen Feindseligkeiten gegen meine Ruhe plötzlich wieder unterbrochen werden soll. Schon darum müssen Sie Alles wissen, lieber, theurer Freund, denn Ihre späteren Fragen zu beantworten, wäre vielleicht nicht Zeit genug. So. Und nun orientiren Sie sich in meiner Vergangenheit. —

Mario."

Fieberhaft erregt griff ich nach den Blättern. Ich las Folgendes:

II.

„Ich kam vor fünf und dreißig Jahren in Rom zur Welt. Der Hergang dieses Ereignisses war, wie ich später erfahren, kein so ganz gewöhnlicher, d. h. es gingen ihm einige weniger selbstverständliche Umstände voraus. Im Jahre 18** war eine Frau, die irgendwo in Europa eine hohe Stellung einnimmt — ihr Name wird sich vielleicht im Verlaufe meiner Geschichte selbst ergeben, ohne daß ich ihn zu nennen brauche — zu einem hohen Besuche nach Rom gekommen. Sie hatte sich in der ewigen Stadt einige Monate aufgehalten und nebst ihren großen Bekanntschaften,

deren sie zum Ueberdruß wahrscheinlich in Hülle und Fülle hatte, mit Vorliebe die kleine Bekanntschaft eines jungen, schönen Dominicaners gepflegt, der im Clerus damals noch gar keine Rolle, dafür aber eine große in der Geschichte meiner Herkunft spielte. Der junge Dominicanermönch war auserkoren, mit der hohen Frau geistliche Uebungen vorzunehmen, die ihre ohnehin schon große Frömmigkeit nur noch bestärken sollte. Die Exercitien nahmen einen höchst erfreulichen Fortgang, und die hohe, fromme Frau verließ Rom nicht eher, als bis sie die Population der Siebenhügelstadt um einen kleinen Knaben vermehrt hatte. Dieser kleine Knabe war ich.

In Rom und auch noch anderwärts wußte man dies weit früher, als ich. Wird das Coelibat in heutiger Zeit nirgend schon streng genommen, so in Rom schon gar nicht. Die Herren der Kirche controliren einander nicht auf ihren weltlichen Wegen. Vom Untersten bis zum Obersten hinauf achtet der Eine die Neigungen des Andern. Das gleiche Liebesbedürfniß bedingt auch die gleiche Verschwiegenheit. Bleibt nur noch das Boudoir der römischen Damen, das nur Verläßlichen plaudert. Ist übrigens das officielle Decorum nur bewahrt, alles Andere, so lange es bloß die Römer wissen, erregt keinen Anstoß. Wie sollte es auch? Die Zumeistbetheiligten, die römischen Frauen, würden es ganz ungern sehen, wenn ihnen die Männer der Kirche durch strenge Auslegung eines fast unmöglichen, weil unmenschlichen, unnatürlichen Gesetzes so ganz entzogen würden. Sind doch in der That so schöne, so wahrhaft liebenswürdige, so graziöse Männer im italienischen Clerus, und ihre Unwiderstehlichkeit ist bei Weitem stärker, als ihre

Frömmigkeit. Der üppig sinnliche Zug des ganzen italienischen Lebens, der von der Natur noch unterstützt wird, beschleunigt selbst den Lauf des priesterlichen Blutes, und kein Gelübde der Welt bändigt es. Wo sollte nun da die Schranke sein? Im Weibe ist sie nicht, im Manne auch nicht — also nimmt man von den Thatsachen Kenntniß in der Gesellschaft, falls man sie erfährt und macht weiter kein Aufhebens damit. So dürfte ich nicht einmal Aufsehen gemacht haben, als ich zur Welt kam. Die von meiner Herkunft wußten, brauchten das Geheimniß nur gegen die Verpflanzung an jenen Ort und jene Stelle zu bewahren, wo es der Urheberin meines Lebens unbequem werden konnte. Vor meiner Nachfrage waren sie lange genug sicher gestellt.

Meine früheste Kindheit brachte ich bei einer Bäuerin in dem reizenden Nemi in den Albanerbergen zu. Alle meine Erinnerungen von damals gehören der Natur, die einen so wunderbaren Fleck Erde, wie dieses Nemi ist, geformt hat. Meine Kindesaugen genossen die prächtigste Farbenpoesie, sie schwelgten in Licht und Farben. Der kleine See mit seinen mystischen grünen Augen war der Gespiele meiner ersten Lebensjahre. Und ringsum die Albanerberge war meine Welt, eine kleine Welt, aber wie glücklich war ich in ihr! Das Weib, das so liebevoll mit meinen Patschhändchen spielte, mich hegte und pflegte, werde ich wohl mit dem unmaßgebenden Instinkte des Kindes für meine Mutter gehalten haben. Sie war es auch für so und so viel Lire den Monat. Noch eine Erinnerung aber ist in mir lebhaft: ich erinnere mich, daß mir schon damals die Maler keine Ruhe ließen. Es ging keine Woche ins Land, ohne daß nicht ein junger Farbenstudio gekommen wäre. Und

dann mußte mich das Weib, die alte Rocca, auf den Schooß nehmen und ich wurde genöthigt, den Signor anzuschauen, recht freundlich anzuschauen. Ich war, ohne es zu wissen, Modell, Dank dem industriellen Sinne der alten Rocca, und dem schönen Gesichtchen, das mein war.

Der „Knabe von Nemi“ verursachte Wallfahrten der römischen Künstler. Ich kam auch unversehens in das Skizzenbuch langer, hagerer Engländerinnen und gestochen ward ich bis zum Ueberdruß. Lediglich diesen Plagen meiner Kindheit ist es zuzuschreiben, daß ich, seitdem ich Selbstbestimmung über mich erlangt habe, eine ganz entschiedene Aversion gegen jegliche bildliche Darstellung meiner Person hatte und ich den Portraitmaler floh, wann und wo ich nur immer konnte. Mit meinem neunten Jahre hatte die Idylle des „Knaben von Nemi“ ihr Ende. Ich ward nach Rom gebracht. Nun entschwand mir auch das Bild des einzigen Weibes, das sich in meine Kindesträume einwob, der alten Rocca von Nemi. Fragte ich nach dieser Mutter, sagte man mir, sie sei nicht meine Mutter, und fragte ich nach meiner Mutter, so sagte man mir gar nichts. Man durfte es mir nicht sagen, die Kirche duldete es nicht!

So verbrachte ich die nächstfolgenden Jahre freudenlos in einem geistlichen Colleg, das sich verwaister Knaben annahm und ich galt als verwaist, mußte dafür gelten, wiewohl ich Vater und Mutter hatte. Was ist ein Kindeseben, in das nicht die Sonne eines Mutterauges mit ihrem goldenen Lächeln hineinblickt! Ich sah alle Farben von Kutten, das Kleid meines Vaters zeigte man mir nicht. Wer weiß, wie oft ich es damals streifte, ohne daß es zu mir sprach: „Hier ist dein Vater, halte ihn fest!“ — Ja,

geistliche Gewänder sind stumm, wie Klostermauern, und es ist gewiß gut, daß sie es sind. Wie sehnte ich mich nach Nemi und den grünen Augen seines Sees! Gibt es etwas Schrecklicheres, dem Umgange mit der schönsten Natur mit einem Mal entrissen und dafür von den kahlen Mauern eines Klosters umfangen zu werden? Mein Herz empfand diesen Contrast tief genug. Ein Glück war es, daß mir bald nach meiner Unterbringung im Colleg Gelegenheit geboten ward, mich an der Kunst anzuklammern mit allem Wesen meines vereinsamten Herzens. Der Mönch, dessen besonderer Pflege ich anvertraut war und in dessen Zelle ich schlief, hatte eines Tages eine wunderbar süße Stimme in mir entdeckt, als ich aus St. Peters Hallen kommend in meiner Klosterzelle ein Stück der eben gehörten Messe so vor mich hinsang. Er machte die pflichtschuldige Anzeige beim Pater Prior, und im Schooße der Väter beschloß man natürlich gleich, meine Stimme ad majorem dei gloriam auszubeuten. Man steckte mich in den Knabenchor von St. Peter. Das waren doch wieder schöne, goldene Lebenstage. An die Stelle der grünen Augen des Sees von Nemi trat nun das nicht minder mysteriöse Auge der christlichen Kunst, und der Chorknabe von St. Peter war nicht minder glücklich, als der Knabe von Nemi. Stundenlang konnte ich bei dem alten Bartolo, dem ersten Organisten von St. Peter, der mich, ich weiß nicht, um meiner selbst willen, oder ob meiner Stimme wegen, so liebte und bevorzugte, sitzen und seinem Orgelspiele lauschen. Es erfüllte meine ganze Seele. Und wenn ich dann einfallen durfte in die weihevollen Klänge, und der alte Maestro sichtlich befriedigt mich anlächelte und mit dem Kopfe mir zunickte —

wie beglückte mich das! Das Kirchenlied der alten Meister ward meine Heimath, da schwoll mir die Seele in Entzücken, und ich vergaß die schwarzen, düsteren Mauern meiner Zelle, ich vergaß das Wehe meines vereinsamten Herzens, das sich täglich zur Ruhe begeben mußte, ohne einen Vater und eine Mutter zu besitzen, die es zur Nacht inbrünstig küßten, ich vergaß Alles, was mich ängstigte, peinigte. Wie sehnte ich mich nach den Stunden, die den Chorknaben nach St. Peter alltäglich riefen. Wenn ich Morgens das alte Eisenthor des Klosters von St. Peter in seine Angeln warf und nach dem herrlichen Dome eilte, da pochte mein Herz immer von Neuem, als stände es noch vor etwas Unerwartetem. Innerlich jubelnd zog ich aus und betrübt dachte ich wieder an die Stunden der Rückkehr. Alle von der gewöhnlichen in manchen Dingen abweichenden Behandlung konnte mir die Mauern des Colleg nicht freundlicher gestalten. Man fand sich gemüßigt, mir meinen Willen gegen die strenge Zucht des Hauses zu lassen, aber ich hatte keinen Willen. Man hätte mich nie zur Rechenschaft gezogen, wenn ich den steinernen Formalismus, so weit er mich anging, hätte zertrümmern wollen; aber es fiel mir nie ein, ich hatte nur den einen Wunsch, diesen Mauern entrinnen zu können, und gerade dieser Wunsch war aussichtslos. Man wollte mir alle möglichen Freiheiten innerhalb der Mauern des Colleg einräumen, aber gebannt sollte ich in ihnen bleiben. Wenn ich mir die übrigen jungen Leute, denen die schweren Ketten dieses Lebens im Colleg angelegt worden, ansah, dann ging ich in meinen Gedanken zu wiederholten Malen den Gründen meiner Ausnahmsstellung nach, ohne sie herausfinden zu können.

Ich fragte dann wieder, „wer bin ich?“ und Niemand konnte mir es sagen.

Wohl nannten sie mich einen Grafen Monte ***, als ob mich mein Name entschädigen könnte für das, was ich zu wissen begehrte. Wenn ich nach Vater, Mutter, Verwandschaft fragte, da schüttelten sie den Kopf und zuckten die Achseln, sie wußten mir nichts zu sagen. Sie hatten den Befehl, mich würdiger zu behandeln und wahrscheinlich auch noch den, solchen Fragen ausweichend zu begegnen. Beides thaten sie redlich. Mir brannte ihr Schweigen tief in's Herz und mir waren diese Mauern doppelt verhaßt, in denen ich nur schleichenden Schatten mit Heuchlerminen begegnete, bleichen Automaten der Kirche, die von oben herab am Schnürchen hin- und hergezogen wurden und die auf Befehl den Mund aufthun und wieder sperren mußten.

Aus den Stunden, in denen ich ihnen entfloh und zu den Idealen der Kunst geflogen war, bestand mein eigentliches Leben. Im Colleg lag ich begraben, in St. Peter lebte ich nun wieder auf.

Wie bebte mir in den höchsten Wonnen die Knabenseele wenn die Töne meines hellen, schmelz- und metallreichen Soprans, der die Freude war aller Frommen und Nichtfrommen, die in den Dom strömten, wenn diese Töne aus meiner Brust so durch die hohen, hehren Räume von St. Peter dahin quollen, umrauscht von den majestätischen Klangwellen der Riesenorgel. Ich glaube, ich war nie so glücklich, als in den Stunden, da ich am Chore von St. Peter stand. In die Dämmerung, die noch über meinem Geiste lag, paßten so recht die Gesänge Palestrina's und anderer

alter frommer Meister hinein und man rühmte von mir, einen für mein Alter entzückend idealfrommen Vortrag des Kirchenliedes, ich soll berauschend auf Ohr und Gemüth gewirkt und wieder Herzen aufs tiefste erzittern gemacht haben. Ich weiß nicht, was sie noch Alles von mir sagten, ich weiß nur, daß meine Soli in St. Peter und in der Sixtina ein Ereigniß für alle Welt in Rom gewesen, und daß Leute stundenlang die großen Pforten des Domes und die majestätische Treppe des Vatikans belagerten, wenn der kleine Mario zu Ostern oder Weihnachten im Dom oder in der Sixtinischen Kapelle ein Solo zu singen hatte.

Ich war das Wunderkind der Kirche, der kleine Stimmvirtuose des Chors des ersten Domes der Christenheit. Die anderen Knaben des berühmten Chors der Sixtina hatten ja auch ihre hübschen Stimmen, aber bis zum Stadium des Gefeiertseins brachte es nur ich allein. Ich müßte lügen, sagte ich, dieser frühe Erfolg freute mich nicht.

Hatte ich doch in meiner Vereinsamung einen Gedanken, für den ich leben und sterben durfte; gehörte ich Niemandem, oder wußte ich vielleicht nicht, wem ich gehörte, so gehörte ich doch Rom und den Römern, die mein Gesang entzückte. Mit Eitelkeit hatte dieses Bewußtsein nichts zu thun, ich schrieb alle meine Erfolge meiner Stimme zu, dem schmelzenden, flüßigen Metalle, das die Natur in meine Kehle gegossen. Ich hatte nichts von den Blähungen des Stolzes, an denen so mancher kleine und große College, wie ich schon damals bemerken konnte, litt. Wenn ich sang, so war ich mit ganzer Seele bei den Melodien, und nicht die geringste irdische Regung nach dem Beifall der Hörer beschlich mich. Bei einem Sänger der Kirche sollte

dies freilich sich selbst verstehen, durch die Natur seiner Wirksamkeit sollte er schon den Eitelkeiten weltlicher Künstler entzogen sein. Ich habe aber Zeit meines Lebens in Rom namentlich in der späteren Zeit meiner Thätigkeit, entgegengesetzte Erfahrungen gemacht und in den meisten Sängern der Kirche Menschen angetroffen, die man die Komödianten der Kirche sehr gut hätte nennen dürfen. Dieselbe unausstehliche Gefallsucht und Selbstvergötterung, derselbe Hochmuth und Künstlerdünkel, derselbe kokette Zug, wie bei den profanen Sängern des Theaters. Für mehr als einen solchen Theatersänger hielten sich auch die meisten meiner Collegen nicht und wenn es ihre Wünsche erfüllen hieße, dann müßte man ihnen wenn sie ihren Kirchen-Verdi, Kirchen-Bellini u. s. w. herabgesungen, Beifall klatschen dürfen, man müßte ihnen auch noch auf Verlangen ein Kirchenlied zu wiederholen und auf gleiches Verlangen herauszukommen erlauben. Wie fern stand mir von jeher solch eitles Treiben! Schon damals, als ich das Wunderkind der Kirche war, zu einer Zeit also, wo mir die höchsten Ziele der Kunst noch nicht offenbar waren, fand ich meinen größten Genuß in der Ausübung meines kleinen künstlerischen Amtes selbst, das Gefallen, das ich fand, befriedigte mich, aber es berauschte mich nicht; auch wollte es mir scheinen, als ob ich selbst wenig zu meinen Erfolgen thäte. Und doch war Rom auf dem besten Wege, mich zu verwöhnen. Etwas theatralisches liegt doch schon an und für sich in den rituellen Formen des christlichen Cultus, wie er in Rom betrieben wird, es sind schöne, ja sinnlich schöne Formen, aber es sind oft nur Formen. Aller Pomp, aller Glanz, der in Anwendung

kommt beim Gottesdienst und kirchlichen Aufzügen, die Art und Weise römischer Prediger, die alle entweder tragischer oder komischer Mimik und Aktion zuneigen, die leidige Uebertragung der Opernmusik in's geistliche Lied — Alles das trägt nur dazu bei, jeden höheren idealen Eindruck abzuschwächen und den Cultus theatralisch, die Kirche zur Schaubühne zu machen. Der Kirchensänger, der gefällt und eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregt, wird fortan in die Salons gezogen. Auch dem Chorknaben von St. Peter, Mario Grafen von Monte*** wurde jenes Stadium der localen Berühmtheit bald zu Theil. Schon sein Name erschien der Welt in Rom interessant und sie wollte ihn der Kirche allein nicht lassen.

Man begehrte mich in allen höheren Kreisen zu hören. War ich ja sogar der Liebling des heiligen Vaters und wurde oft genug in seine Gemächer geführt, um ihm vorzusingen. Und so oft ich wieder ging, segnete mich der gute Greis. Wenn nur die Hälfte oder auch nur ein Viertel dieses Segens im Leben über mich gekommen wäre, es stände jetzt besser um meine Ruhe. Das sage ich heute; damals freute mich der päpstliche Segen überaus, er machte mich stolz. Ich war der gefeierte Chorknabe von St Peter, man sprach von mir, wie von etwas Merkwürdigem, Erhabenem, Hohem. Manchmal unterlag meine große Bescheidenheit doch den Einflüssen der Außenwelt, sie ward überwältigt von der andrängenden Bewunderung.

Ich legte mich an manchen Tagen voll hoher Träume in meiner Zelle Nachts nieder und in meinen Träumen war es immer, als machte mir selbst die ganze heilige Familie den Hof und als bedankte sich bei mir jeder Heilige

einzeln für meine gütige Mitwirkung, als könnte alle Christenheit ohne mich und meinen Sopran gar nicht bestehen.

Wie lächerlich! Ich lachte mich hinterdrein auch immer selbst aus; aber es war kein Wunder, daß mir zuweilen solche Bedenken kamen. Hatte ich ja bald trotz meines einfachen Wesens, das aller Selbstüberschätzung abhold war, allen Maßstab für die Beurtheilung meiner selbst verloren.

So verging Jahr auf Jahr. Es kam eine entscheidende Zeit für mich heran, die Zeit, wo mein Sopran bald ein natürliches gesetzmäßiges Ende erreichen sollte, ein Ende, dem man bekanntlich bei den Chorknaben von St. Peter und Sixtina bis vor Kurzem noch vorzubeugen pflegte. Alle Welt kennt den barbarischen, unmenschlichen Akt, dessen Hilfe man noch zu meiner Zeit in Anspruch nahm, um der ersten Kirche der Christenheit Sänger zu erhalten, die in der Brust des Mannes die Knabenstimme sich erhalten sollten. Eine Sünde gegen die Natur wurde begangen zur angeblichen Ehre Gottes. Eine schöne Ehre, für die das Naturgesetz geschändet werden mußte! Menschen, in denen alle Sinnlichkeit, die doch ein Agens alles Lebens und wäre es auch eines, das auf's Höchste gerichtet wäre, ist und sein muß, mit ruchloser Hand getödtet wurde, sollten Gott im Liede preisen, denselben Gott, als dessen lebende Beleidigung sie umherwandelten. Wie abscheulich! Systematisch die Creatur zu verstümmeln und mittelst dieser Creatur dem Schöpfer ein Loblied singen lassen! Und das Alles, um den weibisch-zarten Klang einer Knabenstimme intact zu erhalten! Das Alles, um dem Chor der Sixtina

eine Eigenthümlichkeit zu geben! Wie unmenschlich und irreligös zugleich! Und diese grausame Procedur obendrein in einem Alter, wo man über die Folgen der Tödtung, die an einem vorgenommen ward, ganz im Unklaren ist, wo man kein Urtheil hat, in welchem Grade einen die Kirche zur Ehre Gottes unglücklich macht. Ich kenne nichts Entsetzlicheres, als diese Weise eines Dienstes, den man der Kirche zu verrichten wähnte. Mein guter Genius hat mich vor dieser Procedur glücklich bewahrt. Durch irgend eine Dazwischenkunft — heute ist sie mir klarer, jene Seite, von der aus man meine Natur so protegirte — ward ich dem Schicksale der Chorknaben von St. Peter entrissen und man versündigte sich ausnahmsweise nicht an dem Geist des Menschlichen. Man ließ meine Stimme ihre natürliche Entwickelung in natürlicher Frist durchmachen, man gewährte der Natur ausnahmsweise ihr Recht. Der heilige Vater selbst legte dies eine Mal sein Veto ein, und ich mußte in der Einsamkeit meines Colleg die Zeit abwarten, innerhalb welcher meine Stimme nach irgend einer Seite der Klangfarbe hin sich entschieden hatte. Für diese merkwürdige Vergünstigung — es war nur Gunst, daß man sich nicht an mir vergriff! — war ich verpflichtet, mit meiner neuen Stimme der Kirche weiter zu dienen. Dies Alles wurde für mich abgemacht, ich wußte nicht von wem, ich erfuhr nur die Resultate solcher Wandlungen. Ebenso hätte man dazumal den barbarischen Brauch auch an mir verüben können, ohne daß ich die Macht, es zu ändern gehabt hätte. Mich drückte in der ganzen Zeit der natürlichen Wandlung, die mit meiner Stimme vorging, nichts so sehr, als die Entfremdung vom Pater. Ich suchte mir

einigen Ersatz für diesen Verlust in musikalischen Studien zu schaffen, die ich auf's Eifrigste betrieb, ich studirte leidenschaftlich das Orgelspiel, Vater Bartolo weihte mich ein, und tagelang saß ich an der Orgel unserer Kapelle und spielte unaufhörlich. Die Leute sagten von mir, ich würde ein vortrefflicher Organist, und Vater Bartolo dachte schon an mich, als seinen würdigen Nachfolger bei St. Peter. Aber so wie die Stimme kam, war die Orgel vergessen. Wie ich mich freute, als ein schöner, wohllautender, weicher Bariton sich aus meiner Brust hob! Den alten Bartolo sehe ich noch heute vor mir, wie er förmlich tanzte vor Freude, als er meine neue Stimme eines Tages auf seinem Zimmer zum ersten Mal hörte. Er ließ sich's auch nicht nehmen, sogleich zum heiligen Vater zu eilen, und ihm das Ereigniß mitzutheilen. Auch für die Gesellschaft schien meine Stimmenwendung ein Ereigniß, sie hatte sich ja schon für die Thatsache: daß ich dem sixtinischen Brauch entzogen ward und mit meinem Bariton nun doch der Kirche angehöre, erhitzt! Der Ruhm meines Soprans blühte nun auch meinem Bariton, meine jugendliche, kräftige und doch schmelzvoll weiche Männerstimme entzückte noch weit mehr, als meine Knabenstimme je gethan. Ich war nun ausschließlich dem berühmten Chor der Sixtina zugetheilt, ich mußte mich rarer machen, als sonst. Ich sang nur bei außerordentlichen kirchlichen Gelegenheiten im Dome und bei den Gottesdiensten des Papstes, ich war so zu sagen, der primo baritono assoluto der Kirche, der Kammersänger des Statthalters in Christo!

Jetzt erst recht ward ich der Gegenstand allgemeiner Kunstbewunderung. Meine musikalischen Studien, mit de-

nen ich die Zeit ausfüllte, in der sich die Natur mit Bildung meiner neuen Stimme beschäftigte, hatten in aller Stille auch an der Vollendung meiner Gesangsweise gearbeitet. Der naturalistische Vortrag des Knaben machte einem geistig durchglühten, formell abgerundeten Kunststyle Platz, ich rang nach dem höchsten Ausdruck in der Wiedergabe der Gesänge der Kirche, ich legte meine ganze schwärmerische Seele in die Weisen der alten Meister, die ich zu singen hatte, kurz an die Stelle des früheren unbewußten Treffens war der künstlerische Drang, die möglichste Reife meiner Kunst zu zeigen, getreten. Auch das Gebiet meiner Kunst hatte sich erweitert, denn es trieb mich auch die weltliche Frau Musica, wenn ich ihr auch nicht zu dienen hatte, mir geläufig zu machen. Hatte ich schon meine Stellung als Chorknabe mit den Weisen der italienischen Oper, die man mit geistlichem Text in unseren Kirchen herunterleiert, bekannt gemacht, so lag es für mich nahe, sie in der natürlicheren, passenderen Umgebung kennen zu lernen. Ich studirte Rossini, Bellini, Donizetti und Verdi, auch den erhaben einfachen Gluck, den göttlichen Mozart, die große, wie die komische Oper beschäftigten mich. Ich studirte den „Tell", den „Don Juan," den „Figaro" und enthusiasmirte mit meinen Arien nicht minder als mit den Hymnen „Palestrinas." Die Contraste dieser meiner so verschiedenen Kunstthätigkeit schienen der römischen Gesellschaft erst recht pikant. Man riß sich um meine Mitwirkung in den Salons der römischen Aristokratie. Der heilige Vater war tolerant genug, die sonst gewöhnlich nicht bewilligte Mitwirkung eines Sängers der Kirche in profanen Conzertaufführungen zu erlauben, ausnahmsweise natürlich und das

auch nur den hohen Kreisen zu Liebe. Ich sang in den Salons aller beim päpstlichen Hofe accreditirten Bot- und Gesandtschaften. Diese Kreise waren es, wo ich zuerst erfuhr, daß ich nicht nur eine schöne Stimme habe, nicht nur schön singe, sondern daß ich auch — ein schöner Mann sei. Wie oft haben mir dies die römischen Frauen gesagt!

Die römischen Frauen! Meine schönen Landsmänninnen haben in der Welt den Ruf leicht erregbarer, Sinnesgenüssen sehr zugänglicher Frauen und sie sind nicht besser als ihr Ruf. Das Kapitel ist keines, über das ich gern rede, weil es mir meine Unbefangenheit raubt, und ich in diesen Zeilen nicht gern die Schale meines Zornes ausleeren würde. Darum nur das Nothwendigste, was gesagt werden muß. Das oberste Gesetz, das eine Römerin kennt, ist — die Befriedigung ihrer Leidenschaften, keine Rücksicht bindet sie, diese Befriedigung auf einem Wege zu erreichen. Je höher hinauf man in der gesellschaftlichen Schichte der Römerinnen steigt, desto mehr findet man Frauen einer excessiven Gefühlsweise; in den höchsten habe ich sie am excessivsten gefunden. Die Sitte hat bei ihnen nur wenig Macht über die Natur erlangt, das Blut hat bei ihnen zu befehlen, der Verstand zu gehorchen. Und dieses Blut führt ein gar drakonisches Regiment in Bezug darauf, was ihm wünschenswerth erscheint. Es giebt für dieses Blut keinerlei Schranken, nicht solche, die die Bildung, nicht solche, die die Standesverhältnisse, nicht solche, die gesellschaftlicher Brauch zu ziehen pflegen. Nicht was ich Bezügliches in dieser Richtung alltäglich gehört, sondern, was ich direct und indirect selbst erlebt, ist mir für diese Erfahrung maß-

gebend. Ich vergesse eine Scene nie, die mich zum Zuschauer auf dem Monte Pincio hatte, auf jener herrlichsten aller Promenaden, die nur eine Stadt haben kann. Es war ein schöner Märztag und die Wagenburg der guten und schönen Welt rollte unablässig die Promenade auf und ab. Aus den breiten offenen Carossen schauten unzählige schöne Augen recht nachdrücklich in die Fluth derer, die sich per pedes Apostolorum auf dem Monte Pincio des schönen Tages erfreuten. Pfeilscharfe Blicke flogen hin und her, sie kamen nicht selten aus den Köpfen junger geistlicher Herren, aus denen von Künstlern — die blonden, schlanken Deutschen schienen besonders auserwählt — und auch aus denen von schmucken Officieren. Sie flogen in diesen und jenen aristokratischen Wagen, wo die schöne Signora diese Blicke offen in Empfang nahm und mit eigenen Augen dieselben quittirte, ungehindert von dem Umstande, daß ihr Gemahl neben ihr saß. Hatte ja letzterer wiederum seine eigene Liebescorrespondence zu besorgen.

Ich war in Beobachtung alles dessen an jene Stelle der weiten Promenade gelangt, die zur spanischen Treppe hinunterführt. Da stand einer von den vielen Pifferari, die Rom zeitweise überschwemmen, ein hübscher, kraushaariger Junge und nahm die Backen seines lieblichen, feinen Gesichtchens, das wohl lange schon die Wohlthat der römischen Wasserleitungen nicht verspürt haben mochte, gerade recht voll, zur Anstimmung seiner heimathlichen Weisen, — da blieb dicht vor ihm die Equipage der Herzogin von *** stehen. Recht theilnahmsvoll sah nun die Herzogin den armen Jungen an, ja sie sah ihn so an, daß er für einige Augenblicke im Spiele innehalten mußte, so verlegen war

er. Ich erwartete nun von meinen Beobachtungspunkte aus, daß die Frau Herzogin dem Pifferari ihre Theilnahme mit Verabreichung eines Goldstückes bezeugen werde. Gefehlt; ihr Wagen setzte sich wieder in Bewegung, kehrte um', war aber nach Verlauf einiger Minuten wieder auf demselben Platze und wieder begann die Theilnahme der Frau Herzogin und wieder fiel nichts für den armen Burschen ab. Noch einmal wiederholte sich das Bild, die Augen der Frau Herzogin, die trotz Mängeln der ersten Jugend noch eine schöne Frau genannt wurde, ruhten mit einer ganz merkwürdigen Theilnahme auf dem Pifferari, dessen Verlegenheit sich indeß so gesteigert hatte, daß er ein entsetzliches Geheul auf seinem Dudelsack zu introduziren begann, das mich die Scene in Stich lassen hieß. Eben machte auch der Wagen der Herzogin wieder kehrt, ohne daß an Geld etwas, ob der Bewunderung für den schönen Musikanten abgefallen wäre. Ich nahm mir vor Tags darauf die Scene von Neuem zu beobachten. Aber weder der Pifferari, noch die Herzogin waren an einem der nächstfolgenden Tage auf dem Monte Pincio zu sehen.

Ich hatte die Geschichte schon längst vergessen, es waren vier Wochen in's Land gegangen, und ich war wieder einmal auf dem Monte Pincio um die Zeit des Corso. Wen sah ich? Die Frau Herzogin von *** in ihrer englischen Equipage. Der Pifferari war aber nicht auf seinem alten Platze, vielmehr saß er, ein Cavalier wie andere Cavaliere, neben der Frau Herzogin im Fond der Equipage. Und er blies nicht mehr das Trübsal seines Instrumentes, sondern sah recht zufrieden und vergnügt in seiner neuen Stellung als Cicisbeo aus. Jetzt begriff ich wohl, warum die Her-

zogin ihm damals kein Almosen gegeben, — sie gedachte ihn mit dem Reichthum ihres Herzens zu belohnen! Nun war es mir auch klar, warum ich in den letzten Wochen weder Herzogin noch Pifferari zu Gesicht bekommen. Die großen häuslichen Arbeiten, die das Mensch- und Cavalier-Werden dieses Burschen gekostet hatte, und die unter Aufsicht der Frau Herzogin selbst vollzogen worden, haben die letzten Wochen in Anspruch genommen. Und die Geschichte dieses Cavaliers ist nicht die einzige, die Frau Herzogin hat schon so manchen andern Niedriggebornen aus dem Staube zu sich emporgehoben. Und sie hat sich nie erschreckt, daß man in ihren Cavalieren den alten Menschen wieder erkennen werde. —

Derlei Affairen, die gerade zur Zeit spielten, als auch ich die Aufmerksamkeit der römischen Frauen zu erregen begann, — ich war achtzehn Jahre alt geworden — verschafften mir einen eigenthümlichen Einblick in die Gesellschaft. Man zählte mich nun auch zu den schönen jungen Männern Roms und begann auch mit mir den gewohnten Verehrungscultus. Mir war diese Erkennung meiner „schönen Männlichkeit“ schon zeitlich auf's Tiefste zuwider geworden! Mir fehlten verschiedene wichtige Dinge, um mich mit Vorliebe solchem Cultus zu überlassen; der leichte, rasche Fluß des Blutes, das in den Adern einer Römerin, fast möchte ich sagen, wie Champagner moussirt, eine leichte Auffassung des Lebens, die nöthige Eitelkeit. Ich war schon damals, in noch sehr jungen Jahren, weder lebensfroh, noch eitel. Es wäre vielleicht besser, ich wäre beides gewesen, besser für mich und besser für Andere. Wie hätte ich aber lebensfreudig sein können, belastete mich ja das schwere Geheimniß meiner

Abkunft. Ich lebte, ohne zu wissen, woher ich kam, wem ich gehöre. Wohl hieß ich Graf Monte***. — Wer ist dieser Graf Monte***? fragte ich mich zum so und so vielten Male in meinem Leben selbst. Niemand war da, um mir rechtlich und ehrlich zu antworten.

Je mehr ich der Männlichkeit zureifte, desto stärker trat die Frage an mich heran, desto ärger quälte mich das Dunkel meines Daseins, desto peinigender war mir die unausgefüllte Lücke in meiner Geschichte. Was ist aller Ruhm, was sind alle Ehren des Lebens, wenn man sie nicht mit den Theuersten, die man auf Erden hat, theilen kann? Vater — Mutter — wo hatte ich sie? Man sagte mir nicht, sie seien todt und sagte mir nicht, sie lebten. Ich lief von Beschützer zu Beschützer, von Gönner zu Gönner und fragte nach meiner Familie, nach Vater und Mutter und sonst etwas, das ich als angehörig an's Herz schließen könnte; sie schüttelten den Kopf, zuckten grausam die Achseln, sie wußten von nichts. Diese Lügner, sie wollten von nichts wissen!

Das Colleg hatte ich bereits verlassen, zur selben Zeit, als ich zum zweiten Male in die Reihen der Sänger des Papstes trat. Man hatte auch über diesen Austritt verfügt, gerade wie über Alles, was bisher mich anging, einfach verfügt wurde. Eine Zeit lang schien die Hand, die über mir unsichtbar lag, dieselbe Hand, die mich nach Nemi gab, die mich später in's Colleg brachte und die mich vor der unwürdigen Behandlung als Chorknabe schützte, nicht recht schlüssig zu sein über meine Zukunft. Sie wollte meinen Eintritt als Novize in einen der geistlichen Orden, sie wollte meine Einreihung unter die Schüler der propaganda fide, ich sollte das Licht des Glaubens nach China tragen —

und was nicht Alles noch. Schließlich dirigirte mich jene Hand denn doch unter die weltlichen Menschenkinder hinaus und überließ mich meinem Talente und meiner Hinneigung zur Kunst. Alles Andere mußte ihr gefährlich geschienen haben. Ich bekam die Nachricht von meinem Ausscheiden aus der Klosterschule zugleich mit einer Anweisung, daß ich eine für mich hinter der Area coeli bestimmte Wohnung zu beziehen habe. Gleichzeitig sagte man mir, allmonatlich würde mir von Seiten des Banquierhauses To . . . . die Summe von 600 Lire zur freien Benutzung zugestellt werden. Wem ich diese Fürsorge verdankte — ich konnte nach Belieben fragen, ich erhielt keine Antwort. Die irdische Vorsehung, die mit so bestimmender Gewalt mein Leben dirigirte, wollte nicht von mir gekannt sein, sie blieb hinter den Coulissen ihrer geheimnißvollen Thätigkeit und verflüchtete sich zu einem leeren Nichts, wenn ich nach ihr greifen wollte. Ich ließ nichts unversucht.

Ich stürzte mich eines Tages dem heiligen Vater, meinem allerhöchsten Gönner zu Füßen und bat ihn flehentlichst, den unseligen Schleier, der mein Leben einhüllte, heben zu wollen, bat ihn unter Thränen, mir meinen Vater, meine Mutter zu nennen. Er hob mich, so versöhnend milde mich anlächelnd, zu sich empor und sagte: „Mein Sohn, die Kirche, deren großer Sänger Du bist, ist Deine Mutter.“ — — Also die Kirche sollte meine Mutter sein, sollte es sein, weil ich keine andere haben durfte! —

Nun, ich war unter den erschütternden Klängen der Orgel von St. Peter aufgewachsen, ich hatte in der „Sixtina“ meine Kindheit hindurch alle Poesie und Schwärmerei des Glaubens eingesogen, ich wandelte Tag auf Tag unter den

Kunstwerken christlicher Kunst einher, aber die Kirche als Mutter, als einzige Mutter, das war mir doch zu wenig, das konnte mir nicht genügen. Und wieder trug ich ungelindert meinen Schmerz aus dem Palaste des ersten Christen der Zeit hinaus auf die Straße. Und da lag es vielleicht offen, das Geheimniß meines Lebens. Alles: Groß und Klein flüsterte es sich vielleicht in die Ohren, wenn man mich sah, nur mir wollte es Niemand sagen! Was waren mir die schönsten Frauen, die nach meinem Umgange begehrten, was konnten sie mir sein, wenn ich die erste Frau, die mit mir auf's Engste zusammenhing, nicht kennen sollte? Freilich, die „schöne Welt", was fragte die nach meinen Gründen?

Giebt es überhaupt Gründe, kann es solche geben, die eine verliebte Römerin veranlassen könnten, ihrer Leidenschaft Einhalt zu thun? Entsagung kann diesen vulcanischen Herzen nur der Tod auferlegen. Und dem fügen sie sich vielleicht auch nur unter der Bedingung, daß sie in einem andern Leben wiederum schöne Männer vorfinden, und es ist ihnen dann ganz gleichgiltig, ob dieses andere Leben Himmel oder Hölle heißt. Bei dem guten Fuße, auf dem sie mit den Lehrern des apostolischen Glaubens zu stehen pflegen, ist anzunehmen, daß ihnen die Fortsetzung ihres liebesfreudigen Lebens auch für das Jenseits versprochen wird. Was vom Anfange an vielleicht als Tändelei angelegt ward, wird oft bei diesen Frauen durch vorgefundenen Widerstand zur Leidenschaft hinangesetzt. Glücklicherweise stoßen diese Tändeleien nicht oft auf Widerstand und es wird der Liebeshimmel der beiden Geschlechter, der immer voller Geigen hängt — wie ein deutsches Sprüchwort sagt — in

den seltensten Fällen getrübt. Zu meinem großen Leidwesen — das Bedauern gilt mehr Andern als mir selbst — war ich nicht geneigt, mich gleich andern gerngesehenen Männern der römischen Frauenwelt so ohne Weiteres auszuliefern, wenn auch diese Auslieferung auf unbedingte Gnade gelautet hat. Schien mir Vieles in dem zärtlichen Treiben der Gesellschaft geradezu unwürdig und hatte schon dies meinen Widerstand gereizt, so mußte noch meine bei allen Erfolgen meiner Kunst durch außerordentliche Umstände umschleierte Stimmung diesen Widerstand zu einem hartnäckigen machen. Dieses Verhalten verhinderte jedoch die schöne Welt durchaus nicht, ihren Eroberungszug gegen Mario Grafen Monte***, den schönen Sänger der Kirche, wie sie ihn nannten, fortzusetzen. Ich hatte mich rüstig zur Wehr zu setzen gegen dieses Aufgebot von Flammenaugen, Sirenenlächeln und zauberhaft bestrickenden schriftlich und mündlich überlieferten Worten, und war mir die Vertheidigung in vielen Fällen gar nicht so leicht. Ich wollte nichts von den Frauen wissen, weil ich nichts vom Leben wissen wollte, ehe ich nicht wissen sollte, wer mir dieses Leben gegeben.

Die letzten Gründe meiner Ungeneigtheit, mich dem trauteren Verkehr mit schönen Frauen, die mir einen solchen eröffnen wollten, zu weichen, konnte und wollte ich nicht preisgeben. Sie sollten ausschließlich die meinigen bleiben. Man hätte sie auch nur belächelt, diese Motive! Wer wird denn das Leben gar so schwerfällig auffassen! Die moderne Gesellschaft rechnet so gerne mit den gegebenen Thatsachen und macht sich über Vergangenes nicht gerne Skrupeln. Was hatte ich also sonst für Gründe, die ich in's Feld

führen konnte? Ich wandte Alles an, um die aufgebrachten Hausgötter verschiedener römischer Frauenherzen zu besänftigen, ich opferte sogar ihrer Eitelkeit mit Worten, aber sie wollten — Thaten haben. Man ist in Rom an eine zu werkthätige Liebe gewöhnt, um sich mit Worten füttern zu lassen. So erschöpfte ich das ganze Arsenal meiner Einwendungen immer nutzlos. Die anstürmenden Gegnerinnen wichen nicht und wurden ihrer nur immer noch mehr.

Am eroberungskühnsten, verwegensten und zugleich am hartnäckigsten unter jenen römischen Frauen, die mich so mit allem Kraftaufwand von Reizen zu ihrem Günstling gemacht hatten, war Norina S*** die junge Erbin aus einer der angesehensten aristokratischen Familien Roms. Schon ein Jahr früher, bevor die systematischen Verfolgungen dieser schönen Principessa, die mich so unglücklich machen sollten, begannen, sah ich bei allen Gelegenheiten, bei denen ich in der Sixtina oder im Petersdom zu singen hatte, die Augen Norina's schwärmerisch und wie verzückt auf mich ruhen; sie fehlte nie, wenn ich sang und wo ich auch sang, und immer trafen mich ihre zündenden Blicke. Ich war unerfahren genug, um die so auffällige Schwärmerei der jungen Dame ausschließlich auf meinen Gesang zu beziehen, und ich weiß nicht, mir war es immer, als fänge ich, sobald auch ich Norina ansah, noch schöner.

Ich hielt diesen hohen Grad von Aufmerksamkeit für den reinsten Ausfluß von Kunstbegeisterung eines gefesselten frommen Kindessinnes. Wenn Norina die wunderbar geschlitzten dichtbraunigen Augen zu mir aufhob, so war es mir immer, als sähe die Madonna aus der Transfiguration des Rafael, die den Vatikan verherrlicht, zu mir empor und

gäbe meinem Gesange neue Flügel, die ihn noch herrlicher fast gegen den Himmel trugen. Es lag ein Zug von unendlicher Reinheit in dem Aufblicken Norinas, eine ideale Verehrung, die nichts von den Zuckungen des Irdischen hatte, schien ihr Antlitz zu verkünden.

Ich leugne es nicht, ich war hingerissen, so oft ich sie so im Dome oder in der Kapelle des Papstes sah. Norina war eine der glänzendsten Erscheinungen der römischen Frauenwelt. Trotz ihrer großen Jugend, — sie mochte, als ich sie damals zum ersten Male bemerkte, kaum mehr als sechszehn Jahre zählen — verriethen die marmorweißen Züge des imposant geschnittenen Kopfes eine weit über diese Jahre hinausgreifende Energie und eine gereifte Willens-Leidenschaft. Alle Fähigkeit einer mächtigen Erregung werden diesem Frauenherzen nicht lange fremd bleiben — mochten sich wohl Alle sagen, die in dieses schöne Mädchenantlitz sahen. Norina war in der Gesellschaft als eine sprunghaft lebendige Natur, als ein Feuergeist bekannt. Die charakteristische Hast des italienischen Temparamentes trat bei ihr in ungewöhnlich erhöhtem Grade auf, und die Schönheit classischer Ruhe war ihr nicht verliehen. Umsomehr überraschte mich die Geberde stiller Hingebung, die heiße passive Liebe, die Norina's Antlitz ausdrückte, wenn in der Kirche unsere Blicke sich begegneten. Was ist wahr? Jenes Bild voll unsäglicher Gnade und hochweiblicher Reinheit der Seele, das ich vor mir hatte, oder das Bild des feuerathmenden, sinnlich-leidenschaftlichen Mädchens, das die Gesellschaft kennt? Ich sollte bald aufgeklärt werden.

Wer römisches Leben und Treiben kennt, der weiß es, welche gesellschaftlichen und familiären Fesseln die römischen

Mädchen tragen müssen und wie diese sie zwingen, ihren Herzens-Neigungen im ledigen Zustande zeitweilig zu entsagen. Sie eilen auch rasch genug unter die erste, beste Haube, um dann in der Ehe Spielraum (ich glaube, dies dürfte der beste Ausdruck sein) für die zeitweilig suspendirten Neigungen und Leidenschaften zu finden und ihrem Drang den freiesten Lauf zu lassen.

Es war ein Jahr über unsere gegenseitigen stillen Beobachtungen vergangen, während dessen Norina, in der stereotypen Begleitung einer älteren Dame, immer auf ihrem Platze war, wenn ich zu singen hatte. Ich war ihr in Gesellschaft, in den Cirkeln, die mich als Künstler herangezogen, nie begegnet und hatte so keine Gelegenheit, Norina außer der Kirche zu beobachten. Da hörte ich eines Tages, daß auch Norina den oben bezeichneten Weg der römischen Mädchen aus guten Häusern gegangen. Die römische Gesellschaft war nicht im mindesten überrascht, als sie die Anzeige erhielt: Die Fürstin Norina S*** habe sich mit Grafen P*** vermählt. Der Graf, ein Neapolitaner, war ein Herr, der, wie man wußte, ein und einhalb Mal so viel Jahre hatte, als seine junge Frau, er war zudem auch noch häßlich — aber was konnte trotzdem daran auffallen, daß ihn die schöne, junge Fürstin zum Manne nahm? Die vornehmen Herren und Frauen Roms konnten sich schon denken, Norina wisse, was sie thue, sie konnten annehmen, die junge Fürstin wisse schon, warum sie so plötzlich und ein so für ihr Alter und ihre Schönheit unpassendes Bündniß eingehe. Und Norina wußte dies auch und sie ließ auch mich nicht lange warten, um dies zu erfahren. Schon einige Wochen nach ihrer Ver-

mählung überraschten mich die ersten Zeilen der Frau Gräfin P***.

Sie erklärten mir, welchem Umstande der Graf P. seine Frau verdankte. Er verdankte sie einer Neigung zu mir, die in Norina, ihren Ausdrücken nach zu schließen, in sehr verheerender Weise aufgetreten war. Ich werde die Betheuerungen des jungen Weibes, die vor mir lagen, nicht erst wiedergeben, sie unterscheiden sich vielleicht nur im Colorit und der Wildheit des Ausdruckes von den gewöhnlichen Ausflüssen verliebter Frauenseelen. Genug, ich erfuhr, das mich zu besitzen, für Norina von dem Augenblicke an, da sie mich zuerst gesehen, ein entschiedener Wunsch ihrer Leidenschaft sei und daß, da sie keinerlei Mittel fand, sich mit mir über das, was ihr Herz beschlossen, zu verständigen und mich zu einem Anschluß an ihre Leidenschaft zu bewegen, sie zu dem Mittel einer Verheirathung ihre Zuflucht genommen, da dieser gesellschaftliche Deckmantel der römischen Frau, was ihr beliebt, zu thun erlaube. Sie versicherte mir auch, daß Gleichgiltigkeit sie für ihren Herrn Gemahl, den Grafen P***, erfülle und sie nun von mir erwarte daß ich ihr und ihrer Liebe so ganz leben werde, wie sie mir und ihrer Liebe zu mir schon seit geraumer Zeit, wenn auch nur in Gedanken lebe.

Norina's Brief hatte einen höchst betrübenden Eindruck auf mich gemacht. Jenes hehre Bild, das ich von ihr hatte, da sie wie einer der Engel des Rafael über meinem Gesange schwebte, war mit einem Schlage in Stücken und es stand das gewöhnliche Weib vor mir, die Römerin, der alle Mittel heilig, um ihre Leidenschaft zur Geltung zu bringen. Auch wenn ich Liebeshändeln nicht ganz so abgeneigt gewesen

wäre, als ich es schon damals war, dieses Weib hätte schon mit ihrem ersten Briefe mir alle Lust benehmen müssen. Das ganze Wesen dieses Weibes, das mit Absicht einen Mann unglücklich macht, um auf diesem Wege einen andern zu beglücken, erfüllte mich mit Eindrücken, die fern von aller Liebe liegen. Ein wahrer Krater von Leidenschaft öffnete sich schon diesem ersten Briefe Norina's meiner reinen Seele, ich stand in hohem Maße beunruhigt vor den Ausbrüchen dieses weiblichen Herzens. Was sollte ich thun?

Anfangs lag es in meiner Absicht, an Norina zu schreiben, aber ich fand den Ton nicht. Bald glaubte ich ihr zu wenig, bald zu viel von dem zu sagen, was ich ihr sagen müßte, bald wollte ich ein hartes Strafgericht in Worten meiner Entrüstung über sie vollführen, bald wieder faßte mich natürliches Mitleid mit der Natur des Weibes und ich warf die Feder weit von mir. Nach längerem Widerstreit mit mir selbst, hielt ich es für gerathener, Norina nicht zu antworten. Ich verbrannte den Brief und ließ ihn unbeantwortet.

Es dauerte keine Woche und ich erhielt einen zweiten, in dem die Flammen schrecklicher Leidenschaft nur noch erschreckender loderten.

Ich mag nicht leugnen, daß mich stellenweise Mitleid mit Norina erfaßte. An einem kleinen Theilchen der Leidenschaft, die aus den Briefen dieses schönen Weibes züngelten, wäre vielleicht ein anderes Mannesherz rasch zum höchsten Glücke emporgeglüht — mich fröstelte diesen Flammen gegenüber. Ich sandte den Brief durch den Spitzbuben von Diener, der den Zwischenträger machte, wieder zurück. Es war ein kleiner Mohr, den Graf P. in Sizilien aufgelesen

und seiner Frau schenkte. Gewiß, die Gräfin machte die beste Anwendung von dem Geschenke ihres Mannes. Konnte eine andere als eine so schwarze Seele diese ehebrecherischen Briefe überbringen? Und Norina ließ durch die Hand dieses Mohren den zurückgesendeten Briefen immer neue folgen. Wochen lang war sie ebenso emsig mit dem Senden neuer Briefchen, als ich mit der Nichtannahme derselben beschäftigt.

Was die Gräfin immer wieder schrieb? Es fällt mir nicht ein, mehr als vorübergehend jener Ergüsse einer sinnestrunkenen Liebe, die ich in der ersten Zeit, da ich noch die Briefchen öffnete, zu lesen bekam und die sich selbst nur immer wilder aufstachelte, je mehr sie auf meinen Widerstand stieß, hier zu gedenken. Es waren recht unerquickliche Tage, da sich solches zwischen uns im Stillen abspielte. Eine kleine, kurze Pause trat ein, aber sie sollte nur zu ärgeren Zuständen führen. Ich erhielt eines Tages ein Schreiben von ganz unbekannter Hand, von der Post zugestellt.

Ich las: „Sie und Ihr junges Leben liegen unter dem Banne eines Geheimnisses. Das Interesse mächtiger Menschen will es, daß dieser Bann nicht von Ihnen genommen werde. Sie könnten unbequem und gefährlich werden. Wollen Sie diesen Bann trotzdem von sich genommen wissen? Wollen Sie wissen, wer Sie sind, wer Ihre Eltern sind? Aufklärungen warten Ihrer morgen Nachmittag um die vierte Stunde in dem Hause 3 nächst der porta del populo. Kommen Sie gewiß. Die Papiere liegen bereit.“ — Der Brief war nicht unterfertigt. Ich las ihn nochmals und wieder einmal und immer mit fliegendem Athem und pochen-

dem Herzen. Aus den kargen Worten sprach unzweifelhaft eine gewisse Theilnahme für mein Schicksal, eine erbarmungsvolle Menschenseele. Und der Ton klang so bestimmt; der diese Zeilen geschrieben, mußte etwas wissen, von dem, was er berührte. Ich war in dem Zustande größter Aufregung. Wer mochte den Brief geschrieben haben? Ich dachte zuerst an den alten wohlwollenden Pater, der meine nächste Umgebung im Colleg gewesen. Vielleicht daß er es ist, der das schreckliche Schweigen bricht, um mich dem Leben wiederzugeben. Hat er ja schon vor Jahren, als ich noch Knabe war, mich den Druck meiner Seele empfinden gesehen! Mir schien dies einleuchtend und auch wieder nicht. Alle meine Gedanken strebten der Beantwortung der Frage zu: soll ich der Einladung von unbekannter Hand folgen oder nicht? Die Stimmen, die Nein sagten, wurden bald zum Schweigen gebracht von der einen mächtigen Stimme, die mir endliche Lösung des Mysteriums meines Lebens versprach. Gott ist mein Zeuge! Ich dachte nicht einen Augenblick daran, wie das „Interesse mächtiger Menschen", von dem der Brief sprach, mit mir zusammenhing. Und wenn mein Vater und meine Mutter Mörder wären — nennt mir sie, und ich will ihnen in die Arme fliegen, — sprach es in mir in jenen Momenten. Ich hatte nur eine mächtige Empfindung: dem Briefe folgen zu müssen! Schrift und Siegel des Briefes schienen mir ganz unverfänglich, der Ort der Zusammenkunft noch unverfänglicher, das bezeichnete Haus draußen vor der porta del populo war in der nächsten Nähe der Villa Borghese, die Stunde durchaus keine, die zu bösen Anschlägen geeignet wäre — also schien mir die Sache nicht bedenklich. Und wäre sie mir be-

denklich erschienen — meine durch die in Aussicht gestellten Aufschlüsse geweckte innere Erregung wäre stärker, als alle Bedenken gewesen.

Ich verbrachte die Nacht in einem brausenden Sturme von Empfindungen, der mich nicht zur Ruhe kommen ließ und mich von Gedanken zu Gedanken warf. Wen werde ich in jenem Hause sehen? Was werde ich hören? Was werden die gehobenen Siegel meines Lebens mir eröffnen? Werde ich den Wohlthäter segnen oder ihm fluchen müssen? Das waren die Gedanken, die mich umherschleuderten. —

Anderen Tages traf ich zur festgesetzten Stunde an Ort und Stelle ein. Das Haus war klein, unansehbar und wie ausgestorben.

Ich suchte nach Menschen im Flur und fand keine. Ich stieg die Treppe hinauf und fand alle Zimmer der einen Etage, die das Haus hatte, offen, aber keine Seele war zugegen. Das Haus schien lange nicht bewohnt gewesen, ein Blick auf die Einrichtung sagte dies schon. Mir war die Scene gerade nicht heimlich, aber es fiel mir auch nicht bei, sie zu verlassen, ehe ich nicht wußte, was ich zu wissen hatte. In dem einen dieser Zimmer nahm ich Platz, da noch einige Minuten zum Ablauf der festgesetzten Stunde fehlten. Bald darauf trat hastig eine schwarzgekleidete, dicht verschleierte Dame ein; den Schleier zurückschlagen und sich mir zu Füßen werfen, war das Werk eines Moments. Ich stand erstarrt vor der Gräfin Norina.

Ich hatte Norina ja auch mit dem Briefe, den ich von geheimnißvoller Hand erhalten, in Verbindung gebracht, und doch stand ich wie vor etwas Unmöglichem. Was wollte sie und was konnte sie wollen? Sollte sie meine Sehnsucht

nach dem Urquell meines Lebens in ihrem Liebeswahne zu einem zärtlichen Stelldichein haben mißbrauchen wollen? Einer so gemeinen Finte sollte dieses Weib fähig sein? Nein, nein, nein! Und doch, warum nicht? Kann doch Liebe aus einem Weibe Alles machen! Sie kann es adeln und kann es zur Verworfensten umwandeln. Oder sollte Norina wirklich im Besitze meines Mysteriums sein? Was war das Richtige? Ich taumelte zwischen Anklage und Vertheidigung hin und her, aber ich fand lange auch nicht ein Wort der Ansprache, um mir Gewißheit zu verschaffen, was Norina hierher geführt und ob sie es war, die mich hierhergeführt. Meine Zunge war wie gelähmt. Indeß fuhr die Gräfin fort ganz im Sinne ihrer Briefe sich vor mir zu geberden. Sie warf sich an meine Brust und küßte mich, mich krampfhaft festhaltend, küßte mein Haupthaar, Alles in stürmischer Abwechslung.

Ich ließ dies Alles mit mir geschehen, ich hatte es auch gar nicht abwehren können. Ueberdies war ich auch fast ein willenloses Werkzeug in den Händen dieses in Leidenschaft aufgegangenen Weibes. Meine Verlegenheit wäre weit größer gewesen, wenn ich nicht gerade Sclave meiner eigenen ungewöhnlichen Stimmungen gewesen, Stimmungen, die mir die Situation gar nicht in jenem Lichte erscheinen ließen, in der ich sie heute sehe, wo ich dies niederschreibe. Mich absorbirte der für mich schreckliche Gedanke, daß ich von hinnen gehen müßte, ohne die so sehnlichst gehofften Aufklärungen mitzunehmen, so vollständig, daß ich für die Zuckungen der Liebe, in die Norina vor mir gerieth, gar nicht das rechte Auge hatte. Die leichten Schleier eines Halbtraumes lagen für mich über jener ungewöhnlichen Scene

und heute, wo ich selbst meine Besinnung wieder habe, empfinde ich erst das Peinigende, das für mich in ihr lag.

Endlich jedoch fand ich nach den ersten gewaltigen Stürmen dieses Empfanges die nöthige Fassung, um das Wort zu nehmen und die Gräfin, falls sie mich hierher lud, an ihr Versprechen zu mahnen. Mein Herz schlug nur diesen erwarteten Aufschlüssen zu, alles Andere existirte trotz der Anstrengungen Norina's doch nicht für mich. Vielleicht war dieses Weib eitel genug, meinen fliegenden Athem und die jagenden Pulse zu ihren Gunsten und zu Gunsten ihrer wilden Leidenschaft auszulegen, ich glaube es fast.

Daß jede Fiber in mir in jenem Augenblicke nach nichts Anderem, als nach der Frage drängte: „Wer bin ich?“ — sollte der Egoismus der Liebe Norina's dies begriffen haben? Ich glaube nicht. Und was später folgte, bestärkte nur noch diesen meinen Glauben. Ich wiederholte mein heißes Verlangen nach den versprochenen Papieren wohl noch einige Male. Der Gräfin Gedanken und Empfindungen waren anderswo, als wo ich sie sehen mochte.

Nach längerem Drängen zog sie ein Packetchen aus ihrem Busen, reichte es mir und sagte: „Lies und Du wirst wissen, wer Du bist!“ — Sie sagte diese Worte mit erschrecklich gleichgiltigem Tone, sie zeigte so recht, was ihr nebensächlich und was ihr hauptsächlich an unserer ganzen Zusammenkunft hier schien. Und doch ward in diesem Augenblicke, als ich mich im Besitze des längst Ersehnten wußte, mein Gefühl für Norina verwandelt. Zum ersten Male kamen warme, zärtliche Worte von meinen Lippen, feurige Worte zwar innigsten Dankes nur, aber doch Worte des Herzens. Ich vergaß ganz, wer das Weib und was sie zu

dem Momente des Glückes, das sie mir jetzt geschenkt, veranlaßt haben mochte, vergaß die leidenschaftlichen Triebfedern ihrer Handlungsweise, vergaß mich und mein Verhalten. Und wer hätte an meiner Stelle nicht das Alles vergessen? Ich bedeckte die Hände der Gräfin unaufhörlich mit feurigen Küssen, während ich inbrünstigen Dankes voll vor ihr hingekniet war. Ein Strahl unvergleichlichen Glückes flog über das Antlitz der Gräfin, ich vergesse ihn nicht. Giebt es einen schöneren Anblick, als ein Menschenantlitz, über das plötzlich das Glück auf seinen goldenen Fittigen dahinzieht? Einen solchen gewährte mir das schöne Weib, das vor mir stand. Die Art, wie sie meinen heißen Dank erwiderte, übertraf noch ihr anfängliches Verhalten gegen mich an Intensität der Leidenschaft. Mein erhitztes Blut schien ihr neue Hoffnungen zugeführt zu haben, es entflammte an meinen Worten und Küssen ein neuer Brand. Norina umschlang mich, küßte mich und ergoß sich in einer Fluth von Liebesbezeugungen.

Die ersten Flammen dieses neuen Brandes brachten mich wieder zur Besinnung. Jetzt erst sah ich, was ich mit meiner maßlosen Freude über die Papiere, die ich in Händen hatte, für Unheil angerichtet. Norina konnte die stärkeren Accente meines Dankes für mehr als solchen genommen, gar für eine Erwiderung ihrer unberechenbaren Leidenschaft gehalten haben. Ich versuchte es rasch wieder eine kältere Tonart anzustimmen, es gelang mir nicht. Ich war nicht mehr Herr meiner Aufregung, die sich in mir entfesselte, der Sturm in meiner Brust, den ein so lang ersehntes Glück herbeigeführt, war in jedes meiner Worte gefahren, die ich zu Norina sprach und jedes dieser Worte

verschlimmerte nur die Situation. Da konnte nur ein rascher Bruch helfen. Ich konnte die Scene nur endigen, indem ich mich ihr entzog, das fühlte ich, es gab kein anderes Mittel, und so griff ich rasch darnach.

Noch einmal küßte ich die Hand Norina's und dann riß ich mich, so fest sie mich umschlossen hielt, aus ihren Umarmungen gewaltsam los. Im nächsten Momente war ich auf dem Flur. Wie von Furien gejagt, stürzte ich die Treppe hinab. Aus dem Zimmer, das ich verlassen, drang der Aufschrei Norina's „Mario! Mario!" Mark und Bein erschütternd zu mir. Es war ein Aufschrei, so entsetzlich, daß ich noch heute, nach Jahren, nur bebend an ihn zurückdenke! Einen Augenblick lang gedachte ich mich zu dem erbarmungswerthen Weibe zurückzuwenden, aber das plötzliche Erscheinen des kleinen Mohren der Gräfin, der im Hausflur gewartet haben mußte und eben die Treppe hinaneilte, da ihn der Schrei seiner Herrin herbeigezogen haben mochte, beruhigte mich. Nun ich Jemanden in Norina's Nähe wußte, stürzte ich aus dem Hause auf die Straße und da in einen vorbeirollenden Fiaker, nachdem ich dem Kutscher meine Wohnung zugerufen. In mir tobten die verschiedenartigsten Gefühle, eins stürmte an gegen das andere, mein Blut, mein Hirn, mein Herz revoltirten und ich war nicht stark genug, diese Aufstände alle zu bewältigen.

Was hatte ich nicht Alles in dieser kurzen Spanne Zeit — es waren nicht ganz zwei Stunden vergangen, seitdem ich in das Haus, das ich so eben verlassen, eingekehrt, die Glocke vom Peter schlug eben dreiviertel sechs — durchgemacht! Ein kleiner Theil davon genügte schon die menschliche Natur aus Rand und Band zu bringen. Ich hielt nun aber

auch nicht lange mehr Stand. Die Sinne fingen an mir zu schwinden. Ich fiel in die Wagenecke zurück. Krampfhaft faßte ich noch einmal das Packet mit meiner Hand — mir war es, als müßte ich es vor einer unsichtbaren Gewalt vertheidigen. Das war das Letzte, was ich mit Bewußtsein that. Von da an wußte ich nichts mehr von mir und von der Außenwelt.

Als der Kutscher an meiner Wohnung in der Nähe der area coeli angelangt, den Wagenschlag öffnete, fand er mich in einer tiefen Ohnmacht; die Natur, die oberste Herrin all der aufständischen Theile meines Körpers und meiner Seele, hatte die ferneren Mittel zur Fortsetzung des Kampfes verweigert und ihn so geendigt. Ich ward von meinem herbeigekommenen Diener Marco und dem Kutscher auf meine Stube getragen. Eine Stunde dauerte es, ehe ich mit Hilfe des herbeigerufenen Arztes meine Augen wieder aufschlug. Dann aber umwoben mich die langen und dicken Schleier eines Fiebers, das mich durch zehn Tage und Nächte in seinen abwechselnd schaurigen und drückendheißen Klammern auf dem Krankenlager gefangen hielt. Der wüsten Bilder zogen lange Reihen an meiner verschleierten Seele vorüber; das schöne Weib mit dem versengenden Blicke und seinen dämonischen Augen drängte sich auch in meinen Fieberträumen vor. Ich sah sie Liebe erflehend an meinem Halse hängen, ihre köstlichen marmorweißen Arme umfingen mich so fest, als wollten sie mich nicht mehr lassen, und schmeichlerisch unendlich berückend, sah ich sie ihre Lippen auf die meinigen pressen. So schön war mir Norina nie erschienen! Das Fieber, als wollte es Kupplerdienste verrichten, zeigte mir das Weib im verfüh-

rerischesten Lichte. Aber es kam auch eine andere Frauengestalt majestätischen Schrittes mit viel irdischer Herrlichkeit und Macht umgeben. Einen Augenblick lang lächelte sie mich so wohlthuend an und streckte mir die Hand entgegen. Als ich diese aber küssen wollte, wies sie mich mit einem Blicke, der mir so unendlich wehe that, ab und ging von dannen. Ich aber raffte mich dann vom Krankenlager auf, als wollte ich der Gestalt nacheilen und sie festhalten. Mit Mühe zwangen mich meine Wärter in die alte Lage zurück. Manchmal auch, wenn diese Frau kam, hoben sich plötzlich die dichten Schleier meiner Phantasie ein wenig, und in diesen lichten Momenten meines Geistes soll ich, wie mir mein Marco, der treue Diener, später sagte, jedes Mal nach dem kleinen, versiegelten Packete, das man mit mir aus dem Wagen genommen und mir auf den Tisch gelegt hatte, gegriffen haben. Aber es zu öffnen, hatte ich die Kraft nicht und die Hand fiel wieder in ihr ohnmächtiges Nichts zurück. Mitunter zogen auch freundlichere Bilder an meinem kranken Hirn vorüber, aus den ersten und einzigen Tagen meines Glückes. Ich lag am Ufer des grünen See's von Nemi und spielte mit seinen Wassern. Wie lächelten mich die Berge und Wälder holdselig an — treu ist doch nur die Natur auf Erden! Ich hörte die Schellen der Ziegenheerden, ihr glückliches Geläute klang so eigenthümlich durch den Fieberwahn meiner Seele hindurch. Die alte Rocca erschien auch und all die schnurrigen Malergestalten, die da kamen mit Pinsel und Palette, mir in Worten wohl geneigt und in Farben wehe thuend. — Ein ander Mal war ich wieder in St. Peters andächtigen Räumen. Sie

waren alle voll von Menschen, und der Papst war auch da auf seiner sede gestatoria. Erhabene Gesänge klangen vom großen Chor des Domes herab in die riesigen Schiffe, aber merkwürdigerweise war ich nicht unter den Sängern da oben auf dem großen Chore von St. Peter. Meine Stimme ward nicht gehört, zum ersten Mal seit Jahren sang bei so feierlichen Tagen der Kirche Mario Monte*** nicht mit. Ich stand unten am Tabernakel. Zu Ende des Gottesdienstes bewegte sich ein langer, langer Zug von hohen und niederen Geistlichen die Schiffe hinab zur Kapelle des heiligen Petrus; die hohen Herren erschienen alle in kostbarem Purpur oder in violettfarbigen Gewändern.

Da plötzlich, man hatte den heiligen Vater so eben an mir vorübergetragen, stürze ich mich auf einen der Gewaltigen der Kirche, die in seiner nächsten Nähe einherschreiten, ich werde erfaßt von einem der Trabanten des Papstes — Tumult um mich herum, der sich durch die Kirche fortpflanzt — Schreien, Lärmen überall — es ist, als wäre man gar nicht in der Kirche — ich habe mich an einem der Gewaltigen der Kirche vergreifen wollen! Man hält mich für wahnsinnig hier, ich höre man bedauert mich da, verdammt mich dort. Was mit mir geschieht, ich weiß es nicht — denn schon halten wieder andere wüste Bilder in meinem Hirne ihren marternden Einzug. Es waren fürchterliche Tage, auch nach der Aussage meiner Wärter, die mich oft auf meinem Lager fast gar nicht festzuhalten vermochten. Die Eindrücke auf meine Seele waren so stark, daß einzelne Schreckensbilder, wie z. B. jenes in der Kirche, aus meinem Gedächtnisse nicht zu verwischen waren.

Ach, warum erlag ich nicht diesen Kämpfen damals! Warum ging ich nicht als eine Laune der Natur aus der Welt, wie ich als Laune eines Weibes in die Welt gekommen, still und verschwiegen, vergessen von Vater, Mutter und allen übrigen Menschen! Heilig, über Alles heilig achtete ich seit jeher das Naturgesetz, vermöge dessen jeder von uns Menschen seine Jahre in dieser Welt abzusitzen oder abzulaufen hat; ich verachte sie Alle, sie, die da willkürlich den Zeiger ihres Lebens im Laufe aufhalten. Aber gestorben, von hinnen gegangen in jenen Fieberträumen wäre ich damals doch gerne! Doch es sollte nicht sein! Die Anstrengungen der Aerzte — der Papst hatte mir sogar seinen eigenen Leibarzt, einen Deutschen, geschickt! — verhalfen meiner Natur zum endlichen Siege und hatten mein Dasein wieder in seinen alten Gang gebracht.

Als ich nach Ablauf von vier Wochen zwar noch nicht vollständig hergestellt, aber doch schon so weit in der Reconvalescenz vorgeschritten war, daß ich zu minder anstrengender Thätigkeit schon greifen konnte, machte ich mich daran, die eingelaufenen Schreiben, die sich während meiner Krankheit auf meinem Tische ziemlich angehäuft hatten, durchzusehen. Da ersah ich auch, welche Theilnahme meine Krankheit in allen Kreisen Roms erregt hatte. Eine Unzahl von Karten angesehener Persönlichkeiten war abgegeben worden. Seine Heiligkeit selbst hatten zu wiederholten Malen nach dem Stande und dem Verlaufe meiner Krankheit sich erkundigen lassen. In vielen Briefen beglückwünschte man mich zu meiner Genesung. Jetzt erst sah ich es deutlicher als je, die Kunst hatte mir viele Freunde gemacht. Unter den mannigfachen Briefschaften

fand ich auch nicht weniger als zwei Dutzend Billets von Norina's Hand. Wenn ich eines von ihnen öffnete, so geschah es nur, weil ich darauf rechnen mochte, meine Krankheit könnte der Gräfin Sinn gemildert haben! Ich Thor! Mit Elementen rechnet man nicht! Das sah ich aus diesem einzigen Briefchen, das ich geöffnet hatte. Es war der alte Sturm der Leidenschaft, der durch die Zeilen ging. Unangenehm berührt legte ich es weg und ließ die übrigen ungelesen. Meine Stimmung gehörte nicht lange diesen Dingen, sie wechselte mit andern freilich für mich noch betrübenderen den Platz. Ich hatte die Papiere des Packetchens, das ich in dem Häuschen vor der porta del populo erhalten, geöffnet und ging sie durch. Es waren Briefe einer Dame an einen Dominicanermönch Valerio — drei Stück — die sehr kurz abgefaßt waren, aber trotz ihrer Kürze die nöthige Deutlichkeit nicht vermissen ließen.

Das erste Billet in schöner, fester Handschrift lautete:

„Ihre Hoheit, die Frau Gräfin von Monte *** wird es sich als Freude anrechnen, Ew. Hochwürden heute Abend sieben Uhr bei sich empfangen zu können. Das Thema des frommen Vortrags bleibt Ew. Hochwürden überlassen. Im Auftrage

Lucya v. S."

Ein zweites von etwas späterem Datum herrührendes Billet lautete:

„Mein lieber Pater Valerio! Meine hohe Gebieterin, die Frau Gräfin von Monte *** wird wahrscheinlich noch heute Nacht Ihrer herz- und seelenstärkenden frommen Discursionen bedürfen. Halten Sie sich bereit. Benutzen Ew. Hochwürden für heute die zweite kleinere

Pforte unseres Hauses, zu der hier gleichzeitig der Schlüssel folgt.

Lucya v. S.“

Am kürzesten war das dritte Billet, beinahe um dreiviertel Jahre später geschrieben als das erste. Es lautete:

„Das Kind in Nemi untergebracht. Morgen reisen wir! Also heute Nacht um die gewohnte Stunde, wenn Sie die Gräfin noch sehen wollen.

Lucya v. S.“

Die galante Absicht dieser drei Billets war bei aller frommer Färbung nicht zu verkennen, ebensowenig die schöne Rolle, die diese Lucya v. S. bei dem ganzen eigenthümlich religiösen Handel zu spielen hatte. Am Schlusse jedes dieser Briefe war immer Ort und Stelle der beabsichtigten Zusammenkunft angegeben und Ort und Stelle war ein Haus auf der piazza di Venezia. Das Datum der drei Briefe nannte das Jahr meiner Geburt. Neben den drei Briefen lag ein Auszug aus den Matrikeln der Stadt Rom, welcher besagt, daß am so und so vielten (das Datum stimmt wieder mit meinem Geburtstag und Jahr) in dem Hause Nummer so und so auf dem venetianischen Platze ein Kind zur Welt kam, ein Knabe, der auf den Namen seiner Mutter „Mario, Graf von Monte***“ getauft und benannt wurde. Ganz unscheinbar, als ob er gar nichts wäre, lag ein bedruckter Zeitungsausschnitt an den Matrikelauszug geheftet.

Darauf las man die für die damaligen Zeitgenossen wahrscheinlich höchst interessante Nachricht, daß Ihre Hoheit die Fürstin *** an dem und dem Tage die Sammlungen des Vatikan, die Kirchen Maria Maggiora, Peter

und Paul u. s. w. u. s. w. zum letzten Male mit Ihrem hohen Besuche zu beehren geruhten. Die interessante Notiz schloß mit den Worten: „Die hohe Frau, die nun unter dem Namen einer Gräfin von Monte *** schon einige Monate in der heiligen Stadt weilt, reist morgen wieder in Begleitung der Frau Gräfin Lucya S. und sonstigem Gefolge nach * (hier folgt der Name einer großen Stadt in Mittel-Europa) zurück.“

Endlich lag noch das lithographirte Portrait einer Fürstin bei, das ich bereits vor Jahren in den Schaukästen der Kunsthandlungen gesehen zu haben mich erinnerte.

Wenn mir das Zusammenstimmen von Zeit und Namen in jenen Papieren mit meinen Alters- und Namensverhältnissen nicht schon vollwichtiges Zeugniß genug für die Echtheit jener Angaben gewesen wäre, so hätte ich diese Echtheit aus den Zusätzen, die für mich selbst und zu meiner Orientirung den Papieren beigefügt waren, ersehen können. Aus diesen Zusätzen ging auch hervor, wie gerade die Gräfin Norina dazu kam, mich in den Besitz jener Papiere setzen zu können. Jene Lucya S., welche jeden der Briefe, die in meinen Händen waren, unterfertigte und die Eingeweihte und Arrangeurin der Stunden der Andacht in dem Hause der piazza di Venezia gewesen, und zur nächsten Umgebung der Gräfin von Monte *** gehörte, in dem Zeitungsausschnitte auch Gräfin titulirt wird, war eine nahe Anverwandte der Familie Norina's, mit der sie auch den Familiennamen gemeinschaftlich hatte.

Das Haus auf der piazza di Venezia war Eigenthum der Gräfin Lucya von S., die schon seit längerer Zeit in der nächsten Umgebung der Incognito-Gräfin von Monte ***

im Auslande lebte und bei dem damaligen Aufenthalte ihrer hohen Herrin ihr Haus zu den Stunden der Andacht mit dem Pater Valerio hergegeben hatte. Einige Jahre nach diesem Besuche der fremden Fürstin in Rom starb Lucya von S. in einem deutschen Bade, und das Haus ging in den Besitz von Norina's Eltern über. Mit dem Hause gingen so auch die vorliegenden Papiere in den Besitz der Familie der jetzigen Gräfin P. über.

Pater Valerio schien die jedesmaligen Briefe der Gräfin Lucya wieder in ihre Hände zurückgelegt zu haben, da die hohe Herrin solche Beweise ihrer Huld nicht gern in den Händen des Dominicanermönches zurücklassen mochte. Sie mögen wohl alle mitgewandert sein, als die Herrschaften zur Zeit Rom verließen, bis auf die drei, die sich merkwürdigerweise bei Erneuerung der Decoration der Appartements des Hauses auf der piazza di Venezia in einem Fache des Toilettentischchens vorfanden und jetzt zu einem so eigenthümlichen Dienste für die Geschichte meiner Herkunft berufen waren.

Nun wußte ich Alles. Und nach diesen Aufschlüssen hatte ich mich gesehnt! Wie zerschmettert stand ich unter der Macht der Thatsachen, die offen vor mir lagen. Was war ich? Ein Kind der Liebe! Und wer weiß, ob gar ein Kind der *Liebe*! Für den Zeitvertreib eines hochgeborenen Weibes hatte sich ein junger hübscher Dominicanermönch gefunden — sonst nichts. Zeit und Zeitvertreib hatten ein Ende, und dann ging das Weib nach Rechts und der Mann nach Links und die Frucht des Zeitvertreibes wurde auf Kosten des Weibes genährt und erzogen, und sitzt nun da, zwanzig Jahre nach dem Zeitvertreibe auf der piazza di

Venezia, in unsäglichem Jammer über ein verlorenes Leben mit einem Fluche auf den Lippen für die, die ihn in die Welt gesetzt, in der ihm das Erste fehlt, was ein Menschenkind haben muß, um glücklich zu sein — Vater und Mutter! Zwanzig Jahre — und der unglückliche Sohn hat nie das Gesicht des Mannes oder des Weibes zu sehen bekommen, die ihn auf die Erde geschickt! In diesen zwanzig Jahren begleitete den Mann gewiß die Protection des Weibes, das ihm durch Monate so nahe gestanden, denn der damalige Dominicanermönch Pater Valerio ist rasch hinan zu den höchsten Spitzen der clericalen Stände emporgekommen, er ist Bischof und Erzbischof geworden und wird nächstens Cardinal werden. Aber alle diese Würden — schützten sie ihn vor dem Fluche, den ich damals auf den Lippen hatte? Nein. Und der Fluch eines Kindes brennt hoffentlich auch in die Seele eines Cardinal-Vaters!

Wie namenlos unglücklich fühlte ich mich! Warum bin ich nicht das Kind eines Bettlers, der an der Treppe von St. Peter die Barmherzigkeit der Leutseligen anruft? — rief ich in meiner verzweifelten Stimmung ein um das anderemal aus. Dann hätte ich doch einen Vater, der mich nicht verleugnete und eine Mutter, die mich allnächtlich, wenn ich ihr die paar Soldi brächte, die ich mir von den Fremden zusammengebettelt, tief inniglich an's Herz drückte! So aber trägt mein Vater den Purpur der Kirche und meine Mutter einen andern Purpur und sie wissen nichts von mir und begehren nichts zu wissen! Bin ich ja bloß incognito zur Welt gekommen, während meine Mutter incognito reiste und mein Vater incognito sie besuchte. Was konnte ich noch mehr von diesen guten und frommen Seelen

verlangen, als daß sie mich in Nemi säugen und aufwachsen und im klösterlichen Colleg erziehen ließen, und daß ich bis heute allmonatlich eine Summe Geldes auf meinem Tische liegen finde! Deine Mutter hat andere Kinder, die nicht incognito bleiben müssen und Dein Vater darf — darf gar keine Kinder haben, und deshalb dürfen sie sich beide nicht um Dein Heil kümmern! — So klagte ich vor mich hin und so bespöttelte ich mein Schicksal Tage und Nächte lang. Der ganze Jammer eines hilflosen Herzens kam über mich, ich schloß mich in mein Zimmer ein, Niemand durfte zu mir. Und da weinte ich lange, lange Stunden und Tage. Ohne diese Thränen wäre ich unfehlbar in meine Krankheit zurück verfallen. Der qualvolle Druck des Herzens fing an nach und nach zu weichen und unsägliche und in Worten nicht zu bringende Leiden fanden so ihre natürliche Abzugsfährte. Mannesthränen werden nicht für größere Zuschauerkreise geweint, nicht um des lieben Mitleids wegen geweint; der Schmerz eines Mannes, wenn er einmal diesen gewöhnlichen, ich möchte sagen, weibischen Weg gehen muß, hat etwas Ungeberdiges, es ist ein Schmerz, der sich aller fremden Intervention entzieht und dem Linderung nur aus denselben Tiefen kommen kann, aus denen er selbst aufgestiegen. Das empfand ich in dieser schweren Zeit durch. Ich verschloß mich allem Verkehr mit der Außenwelt. Ich wollte allein mit meinem Leid fertig werden, wollte allein mit Dem abrechnen, mit dem abgerechnet werden muß, wollte allein diejenigen Entschlüsse fassen, die nöthig werden, um meine alte Leidensgeschichte zum Abschluß zu bringen. In diesen schmerzensreichen Tagen war die Musik meine einzige Trösterin, das einzige Asyl, zu dem meine Seele

flüchten konnte. Sie kehrte bei den Werken deutscher Meister ein, in denen ja allein ein volles Leben mit all' seinem Freud und Leid ausklingt, sie ließ sich an der Quelle Beethoven'scher Symphonien nieder, in denen ja menschlicher Schmerz den höchsten Ausdruck erlangt und aus denen die Seelenkämpfe eines Mannes in erschütternden Weisen zu uns sprechen. Giebt es eine Musik für Unglückliche, so ist Beethoven ihr eigenster Compositeur.

Auch in den Gesängen der Kirche klang mein Schmerz voll und tief aus.

So vergingen Tage und Wochen, während denen ich abgesperrt auf meinem Zimmer saß und ausschließlich meinem Schmerze lebte. Mein Marco war der Einzige, der mich sah und überwachte. Für die Außenwelt galt ich als verreist. In der Gesellschaft hieß es, ich benützte den Urlaub, den ich zur vollständigen Herstellung meiner Gesundheit erhalten, zu einem ländlichen Stillleben, das bei dem frühlingsheiteren Wetter, das schon der Februar dieses Jahres mit sich brachte, ganz glaublich erschien, in der Campagna trieb ich mich angeblich herum. Marco hatte das Alles ganz gut unter die Leute in Rom gebracht.

Wer meine Thür trotzdem unaufhörlich und immer fruchtlos durch diese Zeit belagerte? Es ist nicht schwer zu errathen. — Der Mohr der Gräfin. Mich wunderte es nur, daß die schwarze Schlange sich nicht durch eine Thürspalte zu mir einschlich! — Was nützte aber alle Abgeschlossenheit meiner Seele, was nützte die vollste Hingebung an den einen Gedanken, der mich beschäftigte — zu einem Entschlusse kam ich doch nicht.

Die Ruhe kehrte meiner Seele wieder, wenn auch nur

in schwachen Vorwärtsschritten; aber es wollte kein Gedanke reifen, der auf mein ferneres Leben das Licht der Erlösung werfen könnte, der Erlösung von den Qualen, die mich bis heute erfüllen. War auch ein Alp herabgewälzt von meinem bisherigen Leben, der der Ungewißheit über die Quellen meines Daseins, so lagen nun wieder andere darauf. Was hätte ich zu thun, um zum Abschluß zu kommen? Soll ich selbst die schnöde abgeschnittenen natürlichen Fäden zwischen mir und jenen zwei Menschen, die von der Natur aus, welche kein Incognito kennt, zu mir gehören, anzuknüpfen versuchen? Oder soll ich auch mit dem wenigen Aeußerlichen, das mich noch an sie bindet, brechen und zerstören, soll Alles zerstören, was an meine Herkunft mich und andere gemahnt, für immer die einzigen Spuren unserer Zusammengehörigkeit tilgen? Das Eine und das Andere verdammende und vertheidigende Gedanken liefen neben einander in mir umher. Auch die Anwälte der Convenienz des lieben, gesellschaftlichen, strengen Herkommens, das seine draconischen Gesetze hat, kamen und sprachen die, die ich bitter und scharf anklagte, frei. Sie drehten sich ihre Beweisgründe aus den zierlichen feinen, seidenen Schnürchen der Extragesetze der eleganten Welt und entzogen mit ihnen der Natur ihr Recht, um es der Convenienz zu geben. Sie meinten, mein Vater wie auch meine Mutter können sich nicht um mich bekümmern, ihre Stellungen ließen das nicht zu. Aber sie sprachen nicht lange, ohne von der Stimme des Blutes niedergedonnert zu werden, des Blutes, das nicht incognito zu rollen verurtheilt werden kann, des Blutes, das sich gegen Unmenschlichkeit auflehnt und ginge sie von dem Höchsten in der Welt aus. Und dieses Blut

sprach sein Verdict über jene zwei Menschen aus, ein hartes aber ein ebenso gerechtes Verdict. Es überführte sie des Bruches mit der Natur, des Bruches mit den heiligsten Empfindungen, und der gewaltigen Stimme des Blutes gegenüber schwiegen eine Zeit lang, alle übrigen Stimmen still und keine wagte mehr vertheidigend sich zu erheben. Aber diese Strenge der Stimmung hielt nicht immer an, und das Herz begehrte dann immer neue Vertheidiger zu hören. Es begannen dann milde Strömungen, die da wünschten, es solle ein Frieden von mir selbst anzubahnen versucht werden und mit den Wohlthaten der Zukunft die Sünden der Vergangenheit gedeckt werden. Dagegen wehrte sich wieder die Stimme des Stolzes, der mit dem Blute sich verband. Ich stand mitten in einer Fluth von Stimmungen und konnte sie alle schwer bekämpfen.

So kam der März heran und mein Urlaub war zu Ende. Als ich das erste Mal wieder nach so langer Zeit im Petersdome sang, schien Rom dies wie ein Ereigniß zu feiern. Alle Schiffe der Kirche waren gedrängt voll. Es hätte bei der theatralischen Ausschweifung, denen unsere Kirchenfeste nur zu oft verfallen, nicht viel gefehlt und die Menge der Frommen hätte mich bei meinem Eintritte in den Hauptchor empfangen wie einen Sänger der großen Oper, nicht wie einen der Kirche. Ich sah eine Menge von bewaffneten und unbewaffneten Augen auf mich gerichtet.

Gewiß in Vielen von denen, die mich so theilnahmsvoll ansahen, mag ein Fünkchen von Freude geglüht haben, darob daß ich nach langer Krankheit der Kunst wiedergegeben ward. In vielen Anderen wieder trieb die Neugierde ihr gemeines

Spiel, und sie kamen, um bei der nächsten Zusammenkunft mit Bekannten ihnen eine interessante Mittheilung machen zu können. War ich doch gar nicht so sicher, daß meine Scene in dem Hause vor der porta del populo nicht bekannt geworden, daß die von so vielen Spionen honoris causa so gut bediente römische Gesellschaft, die eigentliche Ursache meiner Krankheit und All das, was seit Wochen die Stunden meiner Qual ausfüllte, nicht erfahren haben sollte. Mir war zu Muthe, als wären die harten Heimsuchungen meines Herzens Gemeingut des Stadtgesprächs geworden, als hätte ganz Rom mit mir die Papiere und das Bild mit angesehen, die mir Norina eingehändigt. O, diese Gesellschaft! Sie will auch von dem Unglück des Menschen immer und immer den bekannten Crême abschöpfen, will nichts weiter sehen, als ob der Mann oder das Weib aus den Stürmen, die über sie hereingebrochen, noch — interessant genug hervorgegangen. Ich erglühte in Zorn, als ich mir dies sagte und bekam erst die ganze Fassung wieder, indem ich das Lied der Kirche anstimmte. Wie wohl ward mir wieder! Wie fühlte ich die Labung des Liedes! Es löste die Disharmonie der Seele und auf seinen Schwingen trug es mich wie in eine Luftschichte des Lebens, wo ich wieder athmen konnte. Die Chorcollegen sagten mir, ich hätte nie in den Jahren meiner bevorzugten Thätigkeit so schön gesungen, wie diesmal. Was lag mir an ihrem Lobe!

Der dicke Mustafa, die jüngste Errungenschaft, die unser Chor aus dem Oriente bekam, der Eunuch, der auf Befehl des Sultans aus dem Harem in die Kirche als ein Geschenk für den Papst versetzt ward, der Elephant mit der

Kinderstimme, lobte mich auch. Lebt in diesem verstümmelten Menschen auch noch ein Gefühl für Schönheit?

Sollte sich auch noch das Restchen Natur, das sie haben, bei ihnen in Bewegung gesetzt haben, als ich sang? Mich widerte auch ihr Lob an, wie ihr Gesang. Nur eines Mannes Beifall erquickte mich, es war der des alten Bartolo, der seine volle Freude an mir hatte und dem das Wasser in den Augen stand, wie er mich wieder gesund vor sich sah.

Als ich vom Chore in das Hauptschiff herabstieg, umringten mich echte Freunde der Kunst, die mit dem Interesse an der Person des Künstlers auch das der Sache, die er vertritt, verbinden, und auch Bekannte alltäglicher Art, müßige flache Anbeter, wie sie das Talent in der Welt überall vorfindet. Ich dankte diesen Menschen, die doch auf Dank und schöne Worte warteten; da fiel mein Blick auf eine der schönen Säulen, die in der Nähe der ersten Kapelle stehen und von dort her trafen mich ein paar unaussprechlich still flehendliche Blicke aus den Augen eines Weibes, das so malerisch schön an der Säule gelehnt hielt. Die Gräfin Norina war es.

Wie sie dastand, regungslos und gleichsam nur mit dem Auge lebend, in tief dunkle Gewänder gehüllt, den schwarzen Schleier in nachlässigen Spitzenwellen zurückgeschlagen, rief sie mir wieder jenes erste Bild im Gedächtnisse wach, das ich von ihr erhielt, als ich sie zuerst in der Sixtina sah. Nur eines stimmte nicht zu jenem Bilde; hinter ihr war der Mohr, das Gebetbuch in der Hand, aufgestellt — das war eine Bizarrerie des Zufalls, der Himmel, dem der Teufel im Nacken sitzt! Es war eine auserlesene

eigenthümliche Gruppe, aber ich war kein Maler und suchte weiterzukommen. Ich wollte mir den Frieden meiner Seele, der eben wieder im Aufglühen war, nicht wieder löschen lassen. In mir waren denn doch endlich feste Entschlüsse reif geworden.

Eine Klärung der widerstreitendsten Gedanken und Gefühle trat bei mir ein, meine wieder aufgenommene Thätigkeit hatte einen großen Antheil an dieser Klärung. Das Erste, was ich zu thun beschloß, war, mich von jeglichen Gedanken an meines Lebens Urheber rasch loszulösen.

Ich verhehlte mir nicht, daß dies für's erste nur ein Versuch sein könne, ein gewagter Versuch vielleicht — den schönsten idealsten Gedanken des Menschenkindes, den Gedanken an Vater und Mutter, sich selbst, mit der Wurzel ausreißen müssen! Aber ich wollte es. Ich wollte mich als etwas betrachten, was allen irdischen Ursprungs baar vom Himmel auf die Erde herabgefallen.

Auch äußerlich diese Loslösung vorzunehmen, beschloß ich. Die mich kannten, wußten, daß es dabei auf eine Anlage mit Eclat nicht abgesehen war, meine ganze Natur widerstrebte solchem Beginnen, das bloß das Aufsehen der Mitlebenden erregen sollte.

Ich hätte, ohne dieses Widerstreben meiner Natur, der Wege genug gefunden, um mir das öffentliche Gespräch zu unterwerfen. Wurde ja ohnehin in Rom von mir mehr gesprochen, als mir innerlichst lieb sein konnte. Wenn ich nun doch die beschlossene Loslösung vor den Augen der Welt in gewisse Formen brachte, so geschah dies nur, um jene Menschen diese Loslösung fühlen zu lassen, die sie herbeigeführt haben. Ich hatte ja keine andere Gewalt über

sie, als die der moralischen Verachtung, die mußte ich anwenden, um mir selbst gerecht zu werden. Wohl nährte ich eine Zeit lang auch den Gedanken, mich in Leidensworten an die zwei Menschen zu wenden und mit einem treuen Bilde meines Elends ihres Gefühles Wiederkehr zu erzwingen, ich wollte ihnen schreiben, wie ich auf jede öffentliche Anerkennung verzichte für ein Wort der Liebe zwischen uns gewechselt in aller Stille brieflichen Verkehrs. Aber bald gab ich den Gedanken wieder auf, mein Stolz, meine Menschenwürde sagten mir: mit Eltern, die beinahe ein halbes Lebensalter hindurch ihr Kind ignoriren können, unterhandelt man nicht. War ich denn dessen so gewiß, daß von der Seite des hochwürdigsten Vaters und Monsignore und von Seiten der hohen Frau Mutter zu der bisherigen stillen Mißhandlung meiner Gefühle nicht dann eine laute treten werde? Wer die Natur im Stillen zu lästern vermag, der vermag dies auch im Lärm der Oeffentlichkeit.

Nichts von diesen Anwandlungen mehr! sagte ich mir und ging an die Vollziehung meiner Vorsätze.

Den Anfang machte ich damit, daß ich mir schwur, von dem Gelde, das mir seit Jahren schon zukam, und daß nur von meinem Vater in Purpur oder von meiner Mutter in Purpur herrühren konnte, nichts mehr anzurühren. Ich sandte nicht nur den frisch angelangten Lebensbeitrag für den Monat März im Betrage von 600 Lire, sondern auch die Ersparnisse, die ich mir mittelst dieser allmonatlich einlaufenden Summe gemacht, im Betrage von einigen Tausend Lire an den Bankier T. . ., von dem seit Jahren die Auszahlung ausging, zurück und bedeutete ihm, sich und seinen Auftraggebern die fernere Sendung ersparen zu

wollen, da ich von nun an nichts mehr anzunehmen gesonnen sei.

Man probirte es noch eine Zeit lang, noch war das Geld auf der Wanderung von meinem Hause in das Bureau des Bankiers und von dort wieder zu mir zurück begriffen, aber bald hatte mein fester Wille gesiegt und das Geld blieb aus.

Ich war für's Erste gesonnen, von meinem Gehalte als erster Sänger des päpstlichen Chores zu leben. Das hätte allein genügt, mich anständig zu ernähren. Mit viel weniger, als ich hatte, würde ich mein Leben gefristet haben, um jenen Menschen, die da glauben, mit einem pünktlich eintreffenden monatlichen Lebensbeitrage ihrer natürlichen Verpflichtungen los zu werden, dieses Sündengeld vor die Füße zu schleudern. Und als wollte mich mein Stern auch einmal sichtlich auszeichnen, traf mich zur selbigen Zeit gerade auch noch die erfreuliche Nachricht, daß die letzte That eines kunstsinnigen Mannes auch fernerhin von allen materiellen Unbilden der Zukunft bewahrt und meine Unabhängigkeit vollends auch von meiner Stellung zu der Kirche gesichert habe.

Der alte steinreiche B. . ., ein Verehrer meiner Kunst, war in eben jenen Tagen gestorben und in dem Testamente des kinderlosen Fürsten, der theils geistlicher, theils weltlicher Stiftungen mit großen Gaben gedachte, fand sich auch ein Legat von 100,000 Lire für den ersten Sänger von St. Peter vor. So kam mir das Glück schon in meinem ersten Versuche der Loslösung von Allem, was der Mensch sonst Theueres hat, sichtlich zu Hilfe. Das Nächste, was ich that, war, die Behörden Roms um die Erlaubniß der Ablegung

meines jetzigen Namens, Grafen Monte*** und die Annahme eines neuen, anzugehen. Ich wollte von nun an nur den einfachen Namen — Mario führen. Ich wollte selbst in meinem Namen keine Mahnung an jene haben, die mir ihn gegeben. Meinen Grafenstand, der mir als natürliche Abfindungssumme in die Wiege gelegt ward, warf ich weit weg von mir. Ich mochte nichts mehr wissen von dem falschen Namen, mit dem ich in die Welt gestoßen worden. Ich habe mir zum Glück selbst einen Namen gemacht; den kleinen Chorknaben von St. Peter, der die Freude aller Römer war, hießen sie immer schlechtweg „Mario“, und diesen Namen wollte ich nun weiter tragen. Merkwürdigerweise stieß ich mit diesem Begehren auf keinen Widerstand, und die Vollstreckung meines Wunsches ging rascher von statten, als ich gedacht hatte. Es waren erst wenige Tage nach meiner Bittführung verflossen, und es brachten schon die römischen Blätter die nicht geringes Aufsehen erregende Nachricht:

„Der berühmte Sänger der Sixtinischen Kapelle Mario Graf von Monte *** hat von Sr. Heiligkeit dem Papste die Erlaubniß ertheilt bekommen, den Namen „Graf Monte *** abzulegen und bloß den Namen „Mario“ allein beibehalten zu dürfen.“

Die Nachricht war das Ereigniß der letzten Tage des März. In der Gesellschaft steckte man die Köpfe zusammen, lispelte und wispelte man durcheinander.

Einen solchen rapiden Bruch mit den Verhältnissen mußte man sich doch deuten. Die immer hochschwangere Phantasie der eleganten Welt war um allerlei Gründe meines Verhaltens nicht verlegen. Der kleine Klatsch der

Localblättchen und der Correspondenzen fremder italienischen Zeitungen kam ihr auch zu Hilfe. So liefen bald die ungeheuerlichsten Geschichten von mir herum. Meine Vergangenheit, meine Gegenwart, ja sogar meine Zukunft war vogelfrei erklärt. Die Wahrheit von All dem, was von hundert Zungen gesagt wurde, kam nicht in Betracht, war doch das Erlogene so interessant, daß das Wahre es lange nicht so sein konnte! Freilich fehlte es auch in dem großen Rom nicht an Leuten, die einen besseren Extrakt aus meinem Verhalten zu ziehen wußten. Manche Zuschriften, die mir von unbekannter Hand zugingen, verwahre ich noch heute, Zuschriften, die meinen Muth stärkten und mir Beweise lieferten, daß ich den Weg eines Mannes gegangen. Ich hatte mich mit diesem Schritte in den Augen Aller, die mich und die Geschichte meiner Herkunft kannten, laut und öffentlich von meiner Incognito-Verwandtschaft losgesagt und auf jeden Anspruch an ihren Namen ebenso verzichtet, wie ich bisher auf die Stimme ihres Blutes verzichten mußte. Ich hatte es ja so leicht mit der Abschüttelung dieser Incognito-Eltern, ich brauchte ihnen ja nur ihr Geld und ihren Namen, — Alles, was Sie mir bis heute gegeben — zurückzustellen, Liebe kannte ich ja von ihrer Seite nicht; und so wurde mir der Bruch nicht schwer. Ob dieses stille, objective Gericht, das ich über den Monsignore Vater und die hohe Frau Mutter hielt, Einem von ihnen in die Seele schnitt — ich weiß es nicht. Mir war die Stimme meines so empörten Gemüthes die oberste Richtschnur, und dieser Stimme war einigermaßen Genugthuung geschehen.

Es hatte allen Anschein in jener Zeit, als ob ich den

Frieden meines Daseins dauernd erhalten könnte. Auch Norina ließ mit ihrem Liebesverfahren nach, wenigstens war eine längere Pause eingetreten, die ich freilich, wie ich erst später hörte, nur ihrer Abwesenheit von Rom zu verdanken hatte.

Graf P*** hatte einen Gesandschaftsposten in einer deutschen Residenz angenommen und seine Frau gezwungen, ihn nach jenem Bestimmungsorte zu begleiten. So schien ich zu der Zeit ein Günstling des Glückes. Aber der Schein wich wieder. — —

Die Kirche hatte dazumal außerordentliche Feste in Aussicht. Der Papst hatte einige neue Cardinäle ernannt und diese sollten in einigen Tagen feierlichst installirt werden. Solche Gelegenheiten zeigen den großen Pomp und Reichthum der Statthalterei Christi in ungewöhnlichem Höhengrade. Die Macht des Papstthums hüllt sich da in ihre schönsten, farbenreichsten Prunkgewänder und besticht das Auge des Volkes mit pomphaften Gewändern und funkelnden Steinen. Wenn nur die Apostel ihre Nachfolger von heute, große und kleine, so en grand tenu zu sehen bekämen, was sie nur sagten! Eine Cardinalspromotion ist die reine große Revue der Armee der Kirche, abgehalten vom heiligen Vater, dem Generalissimus dieser Armee, eine Revue bei der der Glanz des Generalstabes, der Suite des Papstes die meiste und höchste Augenweide bietet. Kein Wunder also, wenn Rom und in erster Reihe die römischen Frauen sich auf das große Schauspiel freuten. Der Tag der Promotion der acht neuen Purpurträger der Christenheit war da.

Fünf von ihnen sollte der kostbare Hut aus der Hand

des Papstes selbst zu Theil werden, sie waren allesammt Italiener, den drei anderen, ausländischen Erzbischöfen — ein Oesterreicher und zwei Franzosen, — die nicht kommen konnten, sollte er zugeschickt werden.

Unter den Italienern fand sich auch der Name Sr. Eminenz des Cardinals P***, Valerio mit Vornamen genannt — es war mein Vater!

Ich nahm die Nachricht mit ziemlich kaltem Blute auf, sie erregte mich fast gar nicht. Ich empfand sogar ein ironisches Behagen an den Umständen, die sich so zusammentrafen. Was war mir der Mann, sagte ich mir. Er hat meiner Mutter vor fünf und zwanzig Jahren einige glückliche Stunden verschafft, dafür hat ihn ihre hohe Protection bis zu dem heutigen Tage begleitet, wo ihm als der letzte Ring der großen, goldenen Kette von Gnaden der Cardinalshut geweiht wird. Ohne jene verhängnißvollen Stunden in dem Hause der Gräfin S*** auf der Piazza di Venezia säße der Dominicanermönch Pater Valerio heute noch in seiner Zelle, und im besten Falle bekleidete er irgend eine der untergeordneten Würden der Kirche in einem italienischen Städtchen. So aber war er ein — schöner Mann, und schöne Männer machen nicht minder in der Kirche Carriere, als schöne Weiber auf dem Theater. Was sollte ich von ihm wollen? Ich trug ja nicht einmal seinen Namen, durfte ihn ja nicht tragen! So philosophirte ich mich über vereinzelt auftretende trübe Stimmungen hinaus. Ich sah kalt dem Tage der Promotion der neuen Cardinäle entgegen. Ich weiß nicht, ob, wenn meine Anwesenheit als fungirender erster Sänger der Sixtina auch nicht geboten gewesen wäre, ich mich nicht veranlaßt gesehen hätte, trotz-

dem der Ceremonie beizuwohnen, und zwar nur aus Neugierde; so indifferent stand ich einem Ereignisse gegenüber, das mich noch vor Wochen aufs furchtbarste erregt hätte. Der Tag der Promotion war da. In der Sala regia des Vaticans begann die Ceremonie Morgens 10 Uhr. Da war das päpstliche Consistorium versammelt und harrte der Ankunft Sr. Heiligkeit. Die Monsignori und Cardinäle älteren Datums thronten da in gewohnter Herrlichkeit und warfen ihre Blicke überallhin in dem menschenerfüllten Saale, in dem Herren im schwarzen Frack oder glänzenden Uniformen, Damen in schwarzen Seidengewändern und schwarzen Schleiern, die natürlich zurückgeschlagen waren, sich unaufhörlich drängten. Es fand sich eine glänzende Versammlung von Einheimischen und Fremden, von weltlichen und geistlichen Würdenträgern, Officieren und Diplomaten im Saale ein. Eine drückende Hitze machte den Aufenthalt fast unerträglich, aber die Neugierde der Herren und Damen, die sie ertrugen, muß wohl noch einen stärkeren Hitzegrad gehabt haben. Man erwartete Se. Heiligkeit und vertrieb sich die Zeit mit kokettem Spielen der Augen, das hin und her auch zwischen geistlichen Herren und sehr weltlichen Damen lief. Ich sah Cardinäle die Lorgnette und selbst den Operngucker nicht verschmähen, wenn sie eine Dame näher sehen wollten.

Um eilf Uhr ward Se. Heiligkeit hereingetragen. Der Sede gestatoria voraus schritten die sechs Officiere der Nobelgarde in prunkvollen Uniformen, blau mit Goldstickereien, den Helm mit schwarzem Roßschweif geschmückt, tief in's Haupt gedrückt. Der Papst, mit der hohen Mitra und dem goldstrotzenden Talar aus rother Seide bekleidet

und von sechs in schweren rothen Damast gekleideten Männern getragen, ertheilt rechts und links der knieenden Menge den Segen. Am obersten Ende der Sala regia angelangt, besteigt er den Thron. Die neuen Cardinäle sprechen, nach einander angerufen, in lateinischer Sprache die Eidesformel. Dann kniet Jeder von ihnen vor dem heiligen Vater hin und nimmt aus dessen Hände den rothen Cardinalshut und den Segen. Hiermit ist die Promotion zu Ende. Unsere Aufstellung, weit ab von dem päpstlichen Throne, machte es mir unmöglich, die Cardinäle von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ich hörte nur ihre Namen rufen, und als der Name des Cardinals P*** gerufen wurde, ging ein auffallendes Murmeln durch das ganze versammelte Publicum, und mir schlug das Herz.

Aus den Bemerkungen in meiner nächsten Umgebung entnahm ich, daß jenes Gemurmel der Schönheit des neuen Cardinals gegolten habe. Also die fünfundzwanzig Jahre haben dem Pater Valerio auch nichts anhaben können! Wie bevorzugt der Mann von allen Seiten ward! Die Kirche conservirt ihre Schönheiten, denn sie braucht ihrer zu jeder Zeit, auch ad majorem dei gloriam. Ich hörte den Mann auch weiter noch preisen, man pries seine Grazie beim Niederknien, seine klangvolle Stimme beim Eidleisten, seine anmuthigen Bewegungen bei Entgegennahme des rothen Hutes aus der Hand des heiligen Vaters, kurz man machte einen „Paris der Kirche“ aus ihm. Vielleicht hätte ich auch in jenen Augenblicken manche Augen auf mich ruhen sehen, wären nicht meine eigenen zu dem schönen Boden der Sala regia tief hinabgesenkt gewesen. Ich ver-

lor im Angesichte dessen, was da vorging, den festen Muth, und die Ausgeglichenheit der Seele war wieder hin.

Mir war es, als zeigten die Hunderte von Menschen, die da waren, mit Fingern auf mich, als man den Namen des Cardinals P*** rief und er vorschritt, um eine der höchsten Würden der Christenheit entgegenzunehmen, und als zischelten Hunderte von Menschenzungen von meiner Geschichte hier im Saale, und als pflanzte sich die Geschichte von der Piazza di Venezia von Mann zu Mann, von Weib zu Weib fort. Ich Thor! Meine wachsende Unruhe spann dieses Märchen, während sie um mich herum ruhig und ohne Nebengedanken weitergafften und den Cardinal — Cardinal und den Sänger Mario — Mario sein ließen. Der Papst wurde wieder hinausgetragen, und dem goldenen Sessel nach drängte weltliches und geistliches Publicum nun der Sixtina zu, wo der zweite Theil der Ceremonie der Cardinalspromotion vor sich zu gehen hatte.

Auch wir Sänger der Sixtina zogen nun hinein in die herrrliche Kapelle. Auf dem Chor oben, zur Linken des göttlichen Michel Angelo und seines jüngsten Gerichtes, wo sonst unser Platz in der Sixtinischen Kapelle ist, war diesmal unser Platz nicht. Wir nahmen rechts vom Altarbilde in dem Parterre der Kapelle unsere Aufstellung. Dicht hinter uns kamen die alten und neuen Cardinäle und nahmen in den ersten Bänken Platz. Der Papst war in seine Gemächer zurückgebracht worden, mit Dem, was jetzt zu geschehen hatte, hatte Se. Heiligkeit nichts zu thun. Es galt eine Art Repräsentation der neuen Cardinäle, die ihren Collegen vom rothen Hute officiell vorgestellt werden sollten. Ein kleines Fraternisationsfest der ersten Häupter

der Kirche unter einander wäre das zu nennen, was jetzt kam. Wir sagen das übliche Tedeum. Als wir zu Ende waren, erschien ein päpstlicher Kämmerer und bat die neuen Cardinäle, ihm zu folgen. Dieselben verließen die ersten Bänke, die sie inne hatten, und der Kämmerer postirte sie, einen nach dem anderen, nahe am Chorgang, der in die Sala regia führt, also in der nächsten Nähe von uns Sängern. Nun hatte ich den Vater Cardinal in meiner nächsten Umgebung. Er stand mir gegenüber mit kalten, bewegungslosen Zügen, die Miene des Frömmlers lag auf seinem Antlitze. Der Mann, wie ich ihn nun vor mir hatte, schien ein Blut zu haben, das in seiner Kälte noch ganz andere Dinge zu thun im Stande wäre, als einen Sohn verleugnen. Er mag wohl sehr fromm geworden sein, der Cardinal P . . ., frömmer als es der Pater Valerio gewesen. Mir stieg das Blut zu Kopfe, als ich diesen Mann in seiner starren Heiligkeitsmiene vor mir hatte, krampfhaft ballte ich die Notenblätter in meiner Hand, ich war in der Gewalt meiner alten Stimmung, in der ich einst den Gedanken hegte, mit dem Mann, der nun vor mir stand, abzurechnen. Ich war bis in die Tiefe meiner Seele aufgewühlt, meine Phantasie brachte mich auf jenen Fiebertraum, den ich auf meinem Krankenlager in der abgelegenen Wohnung nächst der area coeli vor Wochen geträumt, jenen Traum, der mich nach der Kirche Petri versetzte, wo ich im Angesichte einer frommen Menschenmasse öffentlich einen Mann im Purpur der Kirche zur Rechenschaft ziehen wollte und einen so unliebsamen Tumult erregte. Der Gedanke an jenen Traum hatte etwas furchtbar Aufregendes für mein ohnehin schon siedendes Blut, ein Dämon in mir

sprach: „gehe hin und stelle diesen Rabenvater, der das Kleid der Milde und Demuth trägt und unter diesem Kleide das Herz einer Bestie hat, zur Rede, öffentlich und im Angesichte seiner Collegen in Purpur und der übrigen Anwesenden, wirf ihm seine Unwürdigkeit, ein Machthaber Christi, des Menschenideals zu sein, in's Gesicht, reiß' ihm die fromme Larve herunter, brandmarke den barbarischen Vater!" — — O, der Dämon sprach immer lauter und lauter in mir.

Die Verbrüderung der Cardinäle hatte indeß begonnen. Die Aelteren schritten auf die neuen zu, umarmten sie und gaben ihnen den Bruderkuß, einem nach dem andern. Als die neuen Cardinäle alle abgeküßt waren, schritten auch die neuen Purpurträger gravitätisch dem Ausgange zu. Sie mußten an mir vorbei. Meine Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht. Als Cardinal P... an uns vorbeischritt, im Gespräche mit dem Cardinal M..., stürzte ich aus Reih und Glied vorwärts, sank aber, noch ehe ich etwas thun konnte, in mir selbst zusammen, zu meiner Collegen Füßen. Mein Dämon sollte keine Macht über mich gewinnen. Viele machten sich nun um den Besinnungslosen zu schaffen. In einen Seitengang der Kapelle ward ich hingelegt. Daselbst erwachte ich bald wieder aus meinem Zustande und sah den braven Bartolo und andere Bedienstete der Sixtina um mein leibliches Wohl beschäftigt. Es gelang den Anstrengungen der guten Leute auch ohne ärztliche Hilfe mich wieder auf die Beine zu bringen und nach einer Stunde konnte ich am Arme Bartolos, der um mich blieb, den Vatikan verlassen. Die ganze Episode hatte zum Glück wenig Zuschauer, da das Gros

derselben am entgegengesetzten Ende eben aus der Kapelle hinausdrängte. Wenn nicht die Zeitungsschreiber ihre Berichte am nächsten Tage über die Cardinalpromotion mit der interessanten Bemerkung geschlossen hätten, daß die Ceremonie in der Sixtina durch ein plötzliches Zusammensinken des Sängers Mario unterbrochen worden, so hätte man überhaupt nichts davon erfahren. Natürlich galt als Erklärungsgrund dieses traurigen Vorfalles die herrschende Hitze in der Kapelle.

In mir selbst ließ jener Vorfall keine schlechten physischen Nachwirkungen zurück, ich fungirte schon nächsten Tages wieder zur Freude meiner Verehrer. Aber die bereits geweckte Seelenruhe war wieder hin. Ich befand mich wieder in einem Zustande großer Aufregung; die persönliche Erscheinung des Mannes, der mein Vater war, hatte das alte böse Blut in mir bereitet und alle bereits gewonnene Fassung und Ueberredungskraft von mir genommen, die guten Geister in mir, die sich aus den Fesseln eines tückischen Geschickes eben losgemacht hatten, waren plötzlich wieder verbannt und Dämonen hatten ihre Stelle wieder eingenommen.

Es war mir dieser erneute unselige Zustand ein sicherer Beweis, daß der Friede, den meine Seele geschlossen, kein fester, haltbarer, daß er ein trügerischer, überstürzter Friede gewesen. Die Leidenszeit war nicht beendet, nur unterbrochen und was ich für Frieden hielt, war nur ein mir vom Schicksal gegönnter, kurzer Waffenstillstand, der nun abgebrochen und neuen Heimsuchungen Platz machte. Mir war es da, als müsse sich mein Blut austoben, ehe es in das alte Bett wieder zurückkehrt, ich fühlte mich noch ängstlich

und bedrückt, es lag noch eine Last auf meinem Herzen, die hinab mußte, das fühlte ich. —

Wir waren im April, Ostern war herangerückt und Rom mehr als je überfüllt von Fremden aus allen Ländern der Welt. Engländer, Franzosen, Deutsche, Amerikaner tummelten sich auf den historisch geweihten Plätzen der ewigen Stadt herum. San Pietro und der Vatikan waren arg heimgesucht von müßigen Beschauern und künstlerisch genießenden Fremden. Wie jedes Jahr hatten wir auch wieder einige Mitglieder regierender katholischer Häuser in Rom, die der Ruf der hohen Kirchenfeste, bei denen der heilige Vater selbst fungirt, herangezogen. Ich erschrak nicht wenig, als ich eines Tages in der Charwoche die Ankunft jener Frau, die mir vor Jahren das Leben gegeben im „Osservatore" las. Sie war mit ihrem fürstlichen Gemahl, diesmal durchaus nicht incognito, angekommen. Fünfundzwanzig Jahre dünkten ihr lange genug, um die Stadt wieder besuchen zu können, in der sie mich zurückgelassen, ohne daß sie fürchten müßte, durch das Gedächtniß einiger Mitmenschen compromittirt zu werden. Vielleicht war es auch gar nicht ihre freie Wahl, Rom wieder zu besuchen, Frauen von der Stellung meiner Mutter pflegen nicht viel freien Willen zu haben.

Die Nachricht von der Ankunft dieser Frau war nicht dazu angethan die hohe Fluth meiner Aufregung zu besänftigen. Eine neue Versuchung, in die mich mein Schicksal führt! Und welch' eine Versuchung! Habe ich das Maß meiner Leiden noch immer nicht voll genug? Soll ich nie zur Ruhe kommen? Schon der Schatten dieses Weibes, das da wie zur Selbstverhöhnung ihres grausamen, entmensch-

ten Herzens nach Rom kommt, hat bisher, in mein Leben hineinragend, die schönsten Stellen desselben zu verwüsten vermocht. Nun kommt dieses Weib auch noch selbst! Als ob es noch nicht genug wäre! — Eine Mutter kommt! Mit wie anderen Gefühlen sehen andere Menschen solchem Kommen entgegen. Einen Strauß der duftigsten Stimmungen bringen ihr die glücklichen Kinder entgegen, und das Haus in das sie nach langer Abwesenheit tritt, müßte zum Freudentempel werden und wäre es früher auch die wüsteste Stätte menschlicher Leidenschaften gewesen. Das bloße Athmen einer Mutter muß ja schon Segen sein! Ach, was weiß ich davon! Ich bin ja vom Himmel auf die Erde gefallen! Habe ich mich nicht schon an den schrecklichen Gedanken zu gewöhnen angefangen? War ich nicht schon auf dem besten Wege, meine natürlichsten Regungen zu verstümmeln? Warum stört man mich und sendet mir die Menschen vor das Auge, die mich zu der Vollziehung jenes Prozesses, den ich nun durchmachen will, gebracht haben und ihn jetzt aufzuhalten kommen? Und kommen sie denn wirklich ihn aufzuhalten? Wahn, nichts als Wahn! Der Mann kam, ohne auch nur im Geringsten meiner zu gedenken, er suchte meine Spuren nicht, auch nicht einmal auf Wegen, die ihm sein Stand erlaubt hätte, er fragte nicht nach mir und begehrte mich nicht zu sehen, auch nicht einmal im Verborgenen, wo Vater und Sohn sich am Halse hätten liegen können, ohne daß es die Kirche gemerkt. Er stand mir in der Kapelle gegenüber, sah in mein Gesicht, das doch die Leute ähnlich dem seinigen fanden, und nichts deutete darauf hin, daß sich der Vater in ihm rege. Hat die Lehre Christi das Herz des Mannes so ausgetrocknet?

Und nun kommt das Weib — habe ich Besseres, Anderes von ihr zu erwarten? Trifft nicht sie, die abscheuliche Mutter, die größere Hälfte meines Grolles? Existirte sie bis heute für mich? Ist der Schmerz einer Mutter zu entbehren, nicht durch das Dazwischentreten eines feindlichen Schicksals, sondern durch Beschluß des eigenen Willens jener Mutter, nicht furchtbarer als jener, des Vaters zu entbehren? Der Vater ersetzt dir vielleicht das Leben, die eigene Geistes- und Gefühlsstärke, die Erfahrung der Außenwelt, wer ersetzt dir die fühlende Mutter? Diese Lücke in deinem Leben füllt dir Niemand aus, kein sonstiges Glück und keine sonstige Wonne der Erde, sie bleibt immer, immer leer und gähnt Dich schreckensvoll an. Was verdient nun das Weib, das sich solch eine Lücke im Herzen des Sohnes selbst geschaffen? Es war die alte bittere Sprache, die mein Blut führte.

Mein Herz empörte sich gegen diese Mutter. Ich wollte einer Begegnung, die ja ohne unser beiderseitiges Zuthun noch immer möglich war, ausweichen. Ich wollte rasch abreisen von Rom. Was konnte das kosten? Höchstens meine Stellung, wenn man mit mir rechten sollte, daß ich zu einer Zeit, wo die Kirche mit mir im Angesichte der herangeströmten Menge der Christen aus allen Ländern der Welt paradiren will, von dannen gegangen und meinen Platz verlassen. War ich doch selbstständig und Herr eines kleinen Vermögens, mit dessen Hilfe ich meine Entsetzung hätte ertragen können. Wiederum tauchten aus den erregten Tiefen meines Innern jene milderen Stimmen empor, die noch nicht ganz zum Schweigen gebracht werden konnten. Diese sagten: und wenn diese Frau gerade jetzt ihre alten Mutter-

sünden wieder gut zu machen, gekommen sein sollte? Wäre das nicht möglich? Konnte sie nicht nachkommen und meinen Hals umschlingen und mich mit ihren heißen Küssen bedecken? Was wären dem gegenüber alle meine bittersten Vorwürfe, die ich für sie in der Zeit, seitdem ich selbstständig denke und fühle in meinem Herzen angesammelt! Eine Mutter müßte in einer Minute voll Liebe ganze Jahrzehnte von Kummer vergessen machen können — dachte ich mir. Und so blieb ich. Aber draußen, außerhalb meines Herzens, rührte sich nichts, um meine Hoffnungen zu untrüglichen zu gestalten. Tage vergingen, Nächte vergingen, eine, zwei, drei, ich hörte nichts von meiner Mutter.

Nicht eine geschriebene Zeile von ihrer Hand verrieth mir das Bewußtsein unserer Zusammengehörigkeit. Was hätte ich selbst für solch ein kleines Almosen ihres Herzens gegeben! Wenn sie mir doch nur unter dem Schleier der Verschwiegenheit einen kleinen Beweis ihres Interesses gewährt hätte, wenn sie mir geschrieben: gesellschaftliche, schwere Ketten, die sie trage, ließen es nicht zu, mich einmal allein zu sehen, aber sie küsse mich und segne mich in aller Abgeschiedenheit ihres liebenden, treuen Mutterherzens — wie hätte ich aufgejauchzt und Alles, Alles vergessen! Nichts von Alle dem. Wir existirten für einander nicht. Vergessen war ich, vergessen wie ein Kleid, das sie einmal getragen, wie ein Buch, das sie einmal gelesen. Und nicht einmal der Mann ihrer Liebe von damals, der Bruder Dominicaner vom Hause auf dem venetianischen Platze, der indeß Cardinal geworden und nun mit ihr zugleich in der ewigen Stadt war, konnte sie an meine geringfügige Existenz gemahnen! Der kleine Umstand meines

Seins war vergessen, verschollen. Ich Thor, der ich solche Gefühlsrechnungen ohne diesen Cardinalsvater und diese hohe Frau Mutter machen konnte! — — Ich sollte auch weiterhin nichts von meiner Mutter hören, nichts von dem saubern Monsignore Vater, der nun in seiner neuen kirchlichen hohen Stellung rechtzeitig am Platze war, um während der Osterfeste mit ihr paradiren und in der Reihe der ersten Würdenträger der Christenheit einherstolziren zu können.

Palmsonntag war es, daß ich sie Beide zum ersten Mal in der Peterskirche bei der Palmenweihe sah. Sie saß in der den hohen Herrschaften, die zu Gast in Rom waren, reservirten Tribüne, gegenüber dem päpstlichen Stuhle im Sanctuarium. Er schritt im violetten Taffet-Ueberwurfe, das rothe Käppchen auf dem Haupte, unter den Fürsten der Kirche fromm gesenkten Antlitzes daher, die Palme in der Rechten, — jeder Zoll ein Heiliger — als man den Papst durch die Schiffe der Kirche trug. O, daß ich ihm die Palme, jenes schöne Symbol des Friedens, öffentlich aus der Hand hätte reißen und seinen kirchlichen Purpur mit Füßen treten können, als ich, den Krieg gegen ihn im Schilde führend, ihn von hoch oben auf meinem Platze von unserem Chor aus dahinschreiten sah! Und ich mußte auch noch den Preis jener Heiligen singen, die Seinesgleichen sind!

Da schritt er einher, ein lebendes Bild christlicher Liebe für Alle die, die ihn nicht kannten, und über ihm athmete sein leiblicher Sohn, der dieses Bild zuschanden hätte machen können. Wenn man ihn sah mit seiner Apostelmiene, hätte er einen glauben machen können, die Religion

der Liebe und der Demuth hätte an ihm den eigentlichen Mann zur Verbreitung ihrer Lehren gefunden, er wäre ein würdiger Jünger der Apostel gewesen. Maske! Maske! Warum konnte ich es nicht herunterrufen in die menscherfüllten Schiffe, daß noch nie einer so unwürdig war, den Purpur der Kirche zu tragen, wie dieser Valerio P..., warum konnte ich Jedem nicht sein wahres Gesicht zeigen, dieses Gesicht, das da den Menschen wie den Priester heuchelt. O, daß ich Allen die Geschichte Mario's erzählen könnte, die Geschichte des Sohnes, die den Vater so brandmarkte, daß er mit dem Feuermale gebrannt überall in der Welt, nirgend Ruhe fände. Aber wer sagt mir, daß die Leute die Sache, die mir so an's Leben geht, so hoch nehmen würden? Sie haben derlei Geschichten von Cardinälen vielleicht schon genug gehört und wunderten sich nur über mich, der so viel Wesen daraus mache. Warum bin ich nicht auch wie die anderen Kinder der Kirche, die nicht nach ihrem Vater zu fragen sich beifallen lassen und mit Ruhe ihr ausgesetztes Jahresgeld verzehren? Wäre ich doch auch solchen Blutes gewesen! Durch meine Seele wären dann nicht jene schrecklichen Aufschreie gegangen, als ich da vom Chore herab den Vater und die Mutter sah.

Wie wüst sah es zu jener Stunde in mir aus!

Ein Erdbeben hätte um mich herum Alles zerstören können, ich hätte es nicht bemerkt, so hatte sich mein Blick dem Manne und der Frau, die mich so nahe angingen, eingebohrt.

Als läge ein Verbrechen auf meinem Herzen und als müßte mich der Aufenthalt in den geweihten Hallen tödten, flüchtete ich aus dem Dome zu der rückwärtigen Pforte

hinaus und meiner Wohnung zu. Da brütete ich wieder meinen Gedanken nach. Ich wartete vergebens auf ein Lebenszeichen meiner Mutter. Jeder Tag mehrte die dämonischen Flammen meiner empörten Seele.

Da kam der Mittwoch der Charwoche und mit ihm die Lamentationen in der Sixtina. Die herrliche Kapelle war erfüllt von Menschen, die stundenlang an der großen Treppe des Vaticans Stand gehalten und dann mit Lebensgefahr hineindrängten in die Wunderräume des Michel Angelo. In den ersten Bänken nahmen die Cardinäle, Bischöfe u. s. w. Platz, dann kamen die Protectionskinder der Kirche, die Damen aus den besten und guten Häusern. In der erhöhten Loge saßen die hoch- und höchstgebornen Sterblichen, die derzeit in Rom waren, sogar ein König und eine Königin waren unter ihnen, auch Prinzessinen und Hofdamen. Auch Sie saß dort, die Quelle meiner unsäglichen Leiden jener Tage. Die Lamentationen gingen zu Ende. Ich hatte mitgesungen, aber nicht wie sonst.

Wie pflegte ich mich immer auf jenen Gottesdienst zu freuen! Er gestaltete sich in der Regel zu einem Ehrentage für den Sänger Mario, den Stolz des Sixtinischen Chores. Meine Mitwirkung machte diese Ceremonie zu der gesuchtesten unter denen der Charwoche, Fremde konnten nicht lange genug an der großen Treppe des Vaticans auf den Einlaß warten, um den berühmten Sänger der Kirche zu hören. Und ich selbst war mit mir nie so zufrieden, als an diesem Tage in der Sixtina. Etwas von dem Geiste des großen Meisters, der in diesen Räumen waltet, kam über mich und umschwebte meinen Gesang, der sich zu einer That reiner Begeisterung gestaltete, die ich aus der

Quelle des Michel Angelo Buanerotti schöpfte. Geschah es doch auch, daß man mir einmal an einem solchen Mittwoch in der heiligen Woche zu Ende meiner Leistung in der Sixtina Applaus, wahrhaften Theaterapplaus bereitete, Etwas, was sich sonst nur zu Ehren des Papstes am Schlusse der Lamentationen zu ereignen pflegt, etwas, was ich selbst als ganz ungebührlich erkläre. Aber ich hatte die Leute bis zu einem Grade hingerissen, der sie vergessen machte, wo sie eigentlich wären. Wie ganz anders sollten sich die diesmaligen Mittwoch-Lamentationen für mich gestalten. In ganz unpassender Stimmung schon betrat ich das Orchester der Kapelle, ich dachte an Dinge, die meiner Thätigkeit als Sänger der Kirche sehr ferne standen. Und als ich nun vollends meinen Blick auf das Publikum richtete und das Weib, das mir jede Minute der letzten Tage mit so leeren Hoffnungen erfüllt hatte, so kalt wie eine Statue neben ihrem Manne sitzen sah, der nicht mein Vater und so unbefangen und gleichgiltig mit der Lorgnette herumschauen sah, als wäre nicht eine Seele in der Kapelle, die klagbar gegen sie auftreten könnte — da war es aus mit meinem Gesang. Mein Herz erhob andere Lamentationen, als die zu singen waren. Seine Klagen aber klangen erschütternder, doch nur für mich allein. Nicht einmal die sollten sie hören, die jenen Lebensfrieden mir gekreuzigt haben, für den keine Auferstehungsposaunen geblasen werden.

Weder meine Stimme, noch mein Vortrag, welcher sonst gerade an diesem Tage in früheren Jahren so hinreißend zu wirken verstand, waren wieder zu erkennen. Meine Stimme zitterte, mein Gesang klang so auffallend matt; selbst die Aufmerksamkeit des heiligen Vaters hatte, wie ich

zu hören bekam, meine vollständige Indisposition und Zerstreutheit einige Male erregt. Ganz andere Gedanken, als die des Gefallens oder Mißfallens, erfüllten meine aufgeregte Stimmung, vollständig gleichgiltig stand ich den Wirkungen und Folgen meines heutigen Gesanges gegenüber. Ich konnte die Minute nicht abwarten, die mich von meiner Thätigkeit befreite, bei der ich so wenig mit meiner Seele war.

Der letzte Orgelton war noch nicht ganz verklungen, da stürzte ich hinab. Mir war es, als jagten mich Furien. Zerstörten Blickes und gebrochenen Athems kam ich in der glänzenden Vorhalle der Sixtina an. Die Menge strömte eben aus der Kapelle. Ich durchbrach ungestüm die dichten Gruppen, mich an die große Thür drängend. Ich hatte keinen bestimmten Zweck. Aber ein unglücklicher Zufall wollte, — daß gerade meine Mutter am Arme ihres fürstlichen Gebieters herausschritt. Was fragte ich nach der Situation, als ich ihr gegenüber stand. Ich hatte keine Augen für alle die anderen Menschen, die da herauskamen. Mir schien es, als wäre ich allein mit ihr, ganz allein, und — hinstürzte ich mit dem Aufschrei „Mutter"! zu ihren Füßen und umklammerte sie mit meinen festen Armen und küßte unter Thränen ihre Füße. Da hörte ich nur eine männliche gutmüthige Stimme neben mir halblaut sagen: „Wer ist der Mann?" — Es war die Stimme des hohen Gebieters meiner unvergeßlichen Muter. — „Ein Wahnsinniger!" sagte darauf eine andere Stimme, ich erinnere mich mit Schrecken dieser Stimme und ihres schneidend kalten Tones, es war die Stimme meiner Mutter, die mich bei diesen Worten auch noch mit hochmüthigen Blicken maß.

„Nein kein Wahnsinniger! Dein Sohn, Weib, Dein Sohn bin ich!" — schrie ich mit entsetzlicher und wüthender Geberde auf, und alle Menschen um uns herum müssen es gehört haben. Zwei Schweizergardisten packten mich, was dann folgte, weiß ich nicht. Ich fand mich eine Stunde darauf in meinem Zimmer, von Marco getreulich umgeben, aus meinem kläglichen Zustand erwachend. „Bin ich nicht wahnsinnig?" waren meine ersten Worte, als ich dem guten Marco in's Gesicht sah.

Ach, ich war nicht wahnsinnig, leider nicht!

Wenn ich doch nach jener Scene im Vatican mich nicht wiedergefunden hätte, wenn ich doch wie der Blitz, nachdem er eingeschlagen, vergangen wäre, ein unheimliches Leuchten zurücklassend, sonst nichts. Den Verstand sich aus solchen Begebnissen retten, ist schrecklicher, als ihn davon verlieren. Vielleicht hätte der irre Zustand meiner Sinne diese Mutter zu fühlen gezwungen, und sie hätte, Welt und Rücksicht vergessend, vor Reue zerknirscht zu meinen Füßen gelegen, wie ich früher zu den ihrigen. Sie hätte sich eine alte Sünde von der Brust gewälzt, und mein Geist hätte noch auf der Flucht das Bewußtsein seines Sieges über Hochmuth und Herzlosigkeit mitgenommen. Aber die Stimme der Natur sollte in diesem Weibe nicht geweckt werden, und ich sollte den Auftritt im Gedächtnisse behalten. Ich sollte mich, so oft mir um dieses Weib noch zu trauern einfiele, jener schneidenden Kälte erinnern, die auf ihrem Gesichte lag, als ich ihr gegenüber trat, jenes stummen Hohnes und verwegen messenden Blickes, mit dem sie jenes „Ein Wahnsinniger!" sagte. Wirksamer konnte mich mein Schicksal wahrlich nicht belehren, es wählte die drastischeste Heilme-

thode für meine Seele, meine kranke Seele. Da schlug ich mich Wochen lang mit dem nicht ganz zu verdrängenden Glauben an ein Mutterherz; in die schwärzesten Gedanken der letzten Zeit mischten sich noch immer einzelne Lichtäderchen von Hoffnung. Sie ist da — sprach es in mir in den Mollaccorden kindlicher Liebe — und wird dir endlich den Verlust eines halben Lebens mit Liebe ersetzen, deine Vorwürfe werden alle in ihren heißen Mutterküssen ersticken. Und als sie lange nicht kommen wollte, da zehrte mein Herz noch von allerlei Schein-Gründen der Entschuldigung, und erst als diese alle bis auf den letzten und niedrigsten aufgezehrt waren, da ergriffen die alten Dämonen, die schon lange um die Alleinherrschaft in mir stritten, ausschließlich von meiner Seele Besitz und sie jagten mich bis in die nächste Nähe des Weibes und hießen mich auch, vor ihm öffentlich die drohende Stimme erheben. Ich mußte in dieses Fegefeuer von Leidenschaft, um geläutert wieder herauszukommen von den Trugbildern meines leichtgläubigen Gemüthes. Und die Läuterung war sichtlich eingetreten. Alle Zweifel waren gewichen, ich kehrte zu der Idee der gänzlichen Losreißung von allen Gedanken menschlicher An- und Zugehörigkeit, die ich schon einmal gefaßt hatte, zu deren vollständigen Durchführung ich aber nur äußerlich gelangte, zurück, diesmal stark genug, sie aufrecht zu halten durch mein ganzes Leben, und komme da, was da wolle. Jetzt erst fühlte ich die wahre Ruhe in mein Herz einziehen, und unter den ersten Eindrücken dieser Stimmung verbrachte ich eine gute Nacht, die erste seit Monden.

Am andern Morgen bekam ich die indirecte Aufforderung, Rom zu verlassen. Der heilige Vater schickte mir

seinen Leibarzt — jenen trefflichen Deutschen, dessen ich schon einmal erwähnt — als wollte er schonend den gestrigen Auftritt vor der Sixtina bloß als Folge eines krankhaften Zustandes ansehen. Dieser Leibarzt hatte die Mission, mir anzudeuten, daß ich nicht die polizeiliche Ausweisung, die schon in den nächsten Stunden eintreffen werde, erst abwarten und die ewige Stadt so rasch als möglich verlassen sollte, aber nicht ohne daß ich erst meine Entlassung aus dem Chore des Papstes selbst eingeholt hätte, die natürlich angenommen werde. Ich versprach das Alles. Es überraschte mich dieses Vorgehen auch gar nicht.

Natürlich, die Scene vor der Sixtina, das öffentliche Aufsehen verlangte meine Ausweisung. Mir kehrte erst jetzt die alte Kraft wieder. Ich reiste mit Marco nach Verlauf von einigen Stunden ab. Die Last der letzten Tage war mir vom Herzen gewälzt, ich fühlte mich ruhiger als je. Der letzte Versuch, ein vergessenes Mutterherz zu bewältigen, war gescheitert. Aber es war gut, daß es so kam. Den Namen meiner Mutter hatte ich bereits abgelegt, nun legte ich auch jede Zusammengehörigkeit im Gedanken ab. Ich wollte mich nie mehr bei einer Erinnerung an dieses Weib, das mich zur Welt gebracht, ertappen. Ich schwur es mir in jener Stunde, die der Scene vor der Sixtina folgte und bis heute kann ich behaupten — ich habe mein Wort gehalten. Eins aber that ich noch vor meiner Abreise: ich sandte das Packet, das mir untrüglichen Aufschluß über meine Eltern gegeben, meiner Mutter zu, mit dem kurzen Bedeuten, ich wollte auch nicht einmal diese sprechende Erinnerung, daß ich von wirklichen Menschen her-

komme, daß mich ein Weib geboren, für die Zukunft bewahren.

Sonst ward kein Wörtchen des Vorwurfes oder der Entschuldigung an sie gerichtet, ich machte sie bloß mit der nackten Thatsache meiner Entschlüsse bekannt, auf daß sie wisse, daß sie fernerhin, wo uns auch das Leben immer zufällig zusammenführen sollte, von meiner Seite keinerlei Annäherung, die sie compromittiren könnte, zu besorgen hätte, daß aber auch sie nicht erwarten sollte, ich würde je, wenn, was nicht sobald vorauszusetzen, sich Regungen, die ihrem Herzen bis jetzt noch fremd sind, einstellen sollten, die einen Ruf nach mir zur Folge hätten, diesem Rufe Folge leisten. Und wenn sie mich an ihr Todesbett einst rufen sollte, ich würde nicht kommen, ich habe es mir geschworen. Dies mußte sie wissen und mehr sagte ich auch nicht. Ich besorgte eine pünktliche Abgabe des Packets und vergewisserte mich auch des sicheren Gelangens in die rechten Hände. Der Bote, den ich mit der Sendung betraute, kam mit der Nachricht zurück, es wäre die höchste Zeit zur Abgabe gewesen, denn in dem Hotel der Gesandtschaft, das die Frau während ihrer jetzigen Anwesenheit in Rom bewohnte, packte man auch eifrigst zur raschen Abreise der hohen Herrschaften, die da zu Gaste sind. Ich werde wegen der Scene vor der Sixtinischen Kapelle ausgewiesen, die hohen Herrschaften, die mit der Scene zusammenhingen, fanden es gerathen, sich selbst auszuweisen. Sie warteten gar nicht einmal die kirchlichen Feste der Auferstehung und der päpstlichen Segensertheilung auf dem Petersplatze und nicht einmal die Betrachtung der beleuchteten Kuppeln von St. Pe-

ter das chef-d'oeuvre der kirchlichen Feste am Ostersonntag, ab — sie verließen Rom ebenfalls.

Ich nahm meinen Weg direct nach Genua und nach kurzem Aufenthalte daselbst nach Marseille. Nach Verlauf von zehn Tagen schon befand ich mich in Paris. Ich verlebte daselbst die erste Zeit ruhig und zurückgezogen, jeden Umgang meidend. Die geschäftigen Zeitungen der Weltstadt hatten sich aus Rom Ausführliches über meine Scene mit der Fürstin von *** schreiben lassen, und ich wäre der Held der Salons geworden, wenn man mich in Paris gewußt hätte. Es fiel mir natürlich nicht ein, als Pikanterie der Pariser Gesellschaft mich herumreichen zu lassen, und saß lieber still und ungekannt auf meinem Zimmer im Faubourg Montmartre meine Zeit mit Musik und Sprachen ausfüllend; leidenschaftlich studirte ich damals deutsch. Daß ich es nur gestehe, eine Zeit lang fesselte mich der Gedanke, als Sänger zur Oper zu gehen. Wenn ich manchmal das Theâtre Italien besuchte und die köstlichen Weisen meiner landsmännischen Meister einsog, da hörte ich oft eine innere Stimme, die mich auf die verführerischen Bretter rief. Sagte man mir ja in Rom schon, ich sollte die Kirche meiden und mich der Oper weihen, ein Schatz von Ruhm liege in meiner Brust vergraben.

Sang ich doch in den Salons der römischen Gesellschaft die letzten Jahre hindurch all diese Arien Rossini's, Bellini's, Donizetti's, Cimarosa's und Paccini's und versetzte meine Zuhörer mit meinem Vortrage in eine wahre Aufregung. Man rühmte meinen Styl im Vortrage jener weltlichen Weisen noch weit mehr, als meine Verdienste im Kirchengesange. Wenn ich meine Landsleute, diese italie-

nischen Sänger, so große Triumphe erleben sah, da rührte sich in mir auch etwas von künstlerischer Eitelkeit.

In Rom selbst, bei den schlechten Zuständen der dortigen Operntheater, kam mir der Gedanke nie; die Verwahrlosung aller Bühnenkunst, der ich dort begegnete, konnte mich nicht bewegen, in jenes alles Schwunges entbehrende, nackt handwerksmäßige Treiben der Oper einzutreten. Die Sänger galten nichts und konnten auch nichts gelten. Ich hätte meine Kunst nur erniedrigen müssen, wenn ich mich aus meiner künstlerischen Stellung herausreißend, dem Theater in Rom zugesellt hätte. Hier aber in der glänzenden Weltstadt vor einem der höchsten Begeisterung fähigen Publicum, vor einer die höchsten Maßstabe handhabenden Gesellschaft, hier in diesem augenblendenden Bereich von Schönheit und Reichthum, Eleganz und Esprit, packte mich die Sehnsucht etwas zu gelten mit hinreißender Gewalt, und ich stand mit dieser Sehnsucht auf und legte mich mit ihr wieder nieder. Ich hätte wohl endlich doch dem stürmischen Drängen nachgegeben — wenn mich nicht ein Gedanke eben so mächtig zurückgehalten hätte. Es war der Gedanke an die Erfolge, die mir so sicher waren. Ich fürchtete gerade das, was mir winkte und was man Ruhm nennt, fürchtete die, die diesen Ruhm machen, den Ruhm eines Sängers der Bühne; mein Friede schien mir nicht sichergestellt und er war mir theurer, als jener Ruhm und ich wollte ihn mir erhalten. Durch nichts wollte ich an die sogenannte große und feine Welt gemahnt sein, die mich schon einmal aus den Fugen gebracht. Und dieser Welt, wie und wo hätte ich ihr ausweichen können als berühmter Sänger?

Es kostete einen Kampf; aber ich kämpfte ihn mit den

sehnsuchtsvollen Regungen meiner Künstlernatur durch. Auch trat plötzlich ein Umstand ein, der dem Kampfe früher, als sonst zu erwarten war, ein Ende machte.

Eines Tages — ich war fünf Monate in Paris — ging die Thüre meines Zimmers auf, und der Mohr Norina's steckte sein verschmitztes Gesicht herein. Ich fuhr erschrocken zurück, denn offen gestanden, seitdem ich Rom verlassen, hatte ich auch ganz dieses zweiten weiblichen Dämons vergessen. Ich war so glücklich in meiner Einsamkeit, daß mich keinerlei Erinnerung an Alles, was ich in meiner siebenhügeligen Heimath erlebt, überfiel, ich wandte mein geistiges Auge von Allem ab, was mein Gedächtniß hätte regen können. Nun stürmte dieser zweite Dämon wieder an und ehe ich irgend eine Maßregel treffen konnte — Marco war nicht zu Hause — stand die Gräfin selbst vor mir. Sie suchte sich anfangs sehr zurückhaltend zu bewegen, lange gelang es ihr nicht; die alte, wilde, zügellos entschlossene Natur Norina's, ihr Feuergeist brach wieder durch. Sie entwarf mir ein farbendunkles Bild ihres Lebens, seitdem wir uns zum letzten Male in Rom gesehen. Ihre Gedanken, ihre Gefühle gehörten, wie sie stürmisch erzählte, so entfernt sie von mir war, trotz alledem wieder nur mir. Wider Willen wäre sie dem Herrn Gemahl auf seinen Gesandtschaftsposten nachgezogen und an Ort und Stelle hätte sie ohne Erfolg Anstrengungen zu einer Correspondenz mit mir gemacht. Der Herr Graf war im Auslande unerbittlich in seiner Strenge, hatte er ja die Gesandtschaftsstelle nur aus dem Grunde angenommen, um Rom zu verlassen, wo die Gesellschaft bereits nicht ohne Nachricht war von dem, was zwischen mir und seiner Frau

vorging und seine Frau aus dem Bannkreis meiner Persönlichkeit so rasch als möglich herauszureißen. Großen und herzlichen Antheil, wie es schien, gab Norina kund, als sie von den verschiedenen Ereignissen sprach, die mich betrafen, nachdem sie die ewige Stadt verlassen hatte. Mit einem Anflug tiefer sittlicher Empörung berührte sie das Verhalten meiner Mutter und das gleiche des Vaters, und ein Strom von Verwünschungen kam aus ihrem Munde gegen die von leidiger Rücksicht besessenen kleinlichen Menschen. Diese Sprache stand der Gräfin sehr gut an, mußte ihr sehr gut anstehen, denn Rücksichten waren es wahrlich nicht, die sie zu mir nach Paris führten. Ich deutete ihr diese Meinung an.

Sie fuhr in ihren stürmischen Auseinandersetzungen fort und erzählte, wie sie Scenen mit ihrem Herrn Gemahl herbeigewünscht hätte und sie endlich trotz all' seiner langen Undurchdringlichkeit auch wirklich herbeigeführt, es ging Alles, wie sie wünschte — sie erreichte eine Luftveränderung, sie durfte allein reisen. Sie hätte mich in ganz Italien gesucht. und meine Spur endlich in Paris entdeckt; nun wäre sie da mit all' ihrer Verehrung und Liebe für mich u. s. w. u. s. w. Hatte ich von Natur aus schon wenig Hang zum Frauendienst, so war meine Seele noch durch die Erfahrungen, die ich mit dem einen Weibe gemacht, das mir den Natursatzungen noch am nächsten zu stehen hatte, so haßgetränkt gegen Alles, was Weib ist, daß man sich meine Erwiderungen auf Norina's Erzählung ungefähr wird denken können. Diese wilde Liebesgluth der Gräfin, die lavaartig ein Herz eher zu verheeren als zu befruchten, im Stande gewesen wäre, würde mir auch bei anderen Lebensanschau-

ungen und anders gereiften Erfahrungen verhaßt gewesen sein. Ich suchte das der Gräfin mit größter Schonung begreiflich zu machen, ich stand ihr Rede, sagte ihr wehmüthig, da sie mich in ihrer inneren Hilflosigkeit doch auch erbarmte, daß ich sie nicht lieben könnte, sie eben so wenig als andere Frauen, ich hielt ihr meinen Hang zur Vereinsamung, zu einem ungestörten, den Künsten allein geweihten Leben vor's Auge. Ich sagte ihr, daß meine bitteren Erfahrungen, die ich an dem Weibe gemacht, das meine Mutter gewesen, mein Herz für immer für die Gefühle einer Frau, und brächte sie die schönste und idealste ihres Geschlechtes, die begehrens- und liebenswertheste ihm dar, stumpf und unempfindsam gemacht, ich begehre allein und unbehelligt von Freundschaft und Liebe, ob sie nun vom Manne oder Weibe komme, durch's Leben zu gehen, schon darum, daß meine alten kaum vernarbten Wunden nicht wieder aufgerissen würden. Ich bat sie selbst, ihr eigenes Lebensglück nicht zu stören und es von meinem Dasein unabhängig zu machen, zu ihrem eigenen Besten. Ich sagte ihr auch, daß ich ihr nichts zu bieten hätte, was nur annähernd werth wäre mit dem, was sie jetzt besitze, vertauscht zu werden, und daß man keinem italienischen Granden untreu werde, um einen Bastard, den Bastard einer Fürstin zu lieben. Ich wählte diesmal ein mir an und für sich unliebsames Abwehrmittel, um für alle Zukunft dergleichen Auseinandersetzungen der Gräfin gegenüber los und ledig zu sein.

Endlich ging ich auch noch einen Schritt weiter und gab Norina noch deutlicher meinen Widerwillen gegen ihr ganzes Geschlecht zu verstehen und trat zum Schlusse auch noch ihr Treiben vom Standpunkte des streng Sittlichen

aus verdammend auf. Was half's? Norina gab trotz aller meiner Mahnungen und Beschwörungen auch nach dieser ersten Unterredung, an die ich Gründe über Gründe verschwendet, sich und ihre Liebe nicht für verloren, sie gab mir Besinnungszeit. Ich sollte in einigen Tagen zu einem Entschlusse kommen, von dem sie schon jetzt nicht zweifelte, daß er zu ihren Gunsten und zu Gunsten ihrer Leidenschaft ausfallen werde. In dieser so trügerischen Hoffnung verließ sie mich in dem Zustande inneren Erhitztseins und stürmischer Aufregung. —

Ich hieß Marco, als er nach Hause kam, schleunigst packen und verließ noch am nächsten Morgen Paris. Eine Flucht! Eine Flucht vor einem Weibe! Ich überdachte das Unwürdige in diesem Vorgange und empfand es durch. Was that ich aber anders, als einem Dämon, der mich mit versengendem Eifer verfolgte, mich entziehen? Was konnte ich anderes thun? Eine Wendung war nach dem Zustande, in dem ich die Gräfin bei ihrem letzten Besuche fand, nicht im Entferntesten anzunehmen. Meine Ruhe, die ich mir mit so schweren Opfern, in so schweren Kämpfen erkauft, war neuerdings ernstlich bedroht. Ich wußte auf's Bestimmteste, Norina werde immer wieder und wieder leidenschaftlich in meine Zurückgezogenheit einbrechen und wenn gar nichts anderes thun, so doch mich mindestens fortwährend beunruhigen, meine Stimmung in aufgeregter Schwebe erhalten. Das Kostbarste, was ich hienieden noch hatte, meine Herzensruhe, stand auf dem Spiele. Abwehr gab es nicht; denn die in Worten hatte ich bereits versucht, eine andere, abgesehen davon, daß mein Discretionsgefühl sich schon dagegen gesträubt, hätte fremde Interventionen

herbeiführen und mich meinem wohlthuenden Incognito entreißen müssen. Selbst in den Momenten höchsten Unwillens lag mir jeder Gedanke an Herbeiziehung und Anrufung fremder Gewalten gegen dieses Weib fern. Ich glaubte, diese unselige Leidenschaft werde denn doch einmal an ihrer eigenen Aussichtslosigkeit zu Grunde gehen müssen.

Ich wandte mich zuerst nach England und ließ mich in dem hübschen, in der Nähe Londons und an der Brightoner Bahn gelegenen Städtchen Lewes nieder. Ich wohnte in dem Hause eines Apothekers, eines liebenswürdigen, eigenartigen, aber kernbraven Gentlemans, der sich sein deutsches Herz, das er vor Jahren bei seiner Auswanderung aus der deutschen Heimath mit herüber über den Canal genommen, tüchtig erhalten hatte und ein großer Musikfreund war, recht angenehme Tage und Monate. Ich kam höchst selten nach der riesigen Weltenstation, London genannt, wo mich der Gräfin Augen und die ihrer Spione denn doch eines Tages hätten erhaschen können. Ich blieb ruhig in meinem Lewes, spielte das Harmonium, das der alte Apotheker hatte, mit Vorliebe, sang in heiteren Stunden meine Lieblingslieder, mit denen ich dem alten Gentleman eine große Freude machte und half dem Alten auch seine Pillen machen, was ihm fast noch mehr zum Herzen ging. Da glaubte ich denn doch auch sicher zu sein, aber ich war es nicht lange. Der Spürsinn eines Weibes geht, glaube ich, noch über den der Polizei.

Es waren kaum sechs Monate in's Land gegangen, und Norina stand eines schönen Tages vor mir in dem hübschen Hausgärtchen des Master Apotheker, als ich gerade Kohl pflanzte. Sie war wieder da mit ihren alten stürmischen

Anträgen in den Scenen, die in ihrem Gefolge waren. Ich war starr vor Schreck und zitterte an Leib und Seele, als ich sie wieder vor mir sah! Mein Glück war mein Apotheker, der in der Nähe seine schönen Blumen begoß und nachdem er aus der Ferne der Scene eine Zeit lang zugesehen, auf mich zueilte und mich in's Haus geleitete, nicht ohne der Gräfin zu sagen, wie schwer dies dem alten Galan auch gefallen sein mag, daß sie sein house und sein castle augenblicklich zu verlassen habe. Norina ging. Aber auch ich verließ aller Widerreden des braven Apothekers entgegen, der mich schützen und schirmen wollte vor dem Weibe und das ganze englische Haus-, Hof- und wer weiß, was noch alles für Gesetz für mich aufbieten wollte, Lewes und ging nach Schottland. Die Gräfin erreichte mich in Schottland. Ich floh vor diesem Weibe wieder nach Irland, sie erreichte mich in Irland; ich schiffte mich auf einem Schiffe in London nach Holland ein, sie erreichte mich in Holland. Ich fuhr ruhelos in der Welt herum, ich durchreiste fast alle Länder des Continents, nahm hier und dort längeren Aufenthalt, aber die Frist meiner Sicherheit währte nicht lange, mein Dämon war immer wieder bald hinter mir. Sie war von unschreckbarem Muthe und unbeugsamer Leidenschaft, ich von zu weicher Leutseligkeit und zu großem Zartsinn, um ihr härter, als ich schon gethan, entgegenzutreten oder gar fremde, behördliche Hilfe gegen Norina anzurufen. Mein persönliches Entgegentreten half gar nichts, ich mochte sie noch so kalt von mir stoßen und wie ich in den letzten Begegnungen schon zu thun gezwungen war, ihr meinen ganzen inneren Ekel ausdrücken, sie hatte unermüdlich nur Worte der Liebe für mich.

Fünf Jahre lang — Norina ist indeß zum Ueberfluß auch noch Wittwe geworden und trat nun auch mit Heiraths-anträgen ungestüm auf — trieb uns so ein unerbittliches Geschick zum gegenseitigen Fluche umher, und eine erkleckliche Anzahl von großen und kleinen Städten in Europa, die ich gar nicht erst nennen mag, sind Schauplätze des Kampfes von Norina's fessselloser Leidenschaft und meinem unbegrenzten Widerstand geworden. Solcher grausamen Consequenz hätte ich die Leidenschaft dieses Weibes nie für fähig gehalten. Sie hetzte sie durch einen halben Welttheil ruhelos hin und her, sie trieb athemlos meiner Spur nach und was wartete ihrer, wenn sie diese Spur endlich gefunden? —

In stillen Stunden, wenn ich dem Gange dieser systematischen Verfolgung in Gedanken folgte, überkamen mich Gefühle des Erbarmens mit diesem Weibe. Der Sturm des Herzens treibt sie herum und sie treibt niemals einem sichern Hafen zu, in dem sie endlich befriedigt ausruhen konnte. Aussichtslos war für sie die Zukunft und sie jagt doch mit sich immer gleichbleibender Hast nur weiter und weiter. In diesem ruhelosen Anstürmen muß das Geheimniß des Lebens dieses Weibes bestehen — dachte ich mir, so oft ich über sie zum Denken gebracht wurde. Nehmt ihr heute den Gegenstand ihres maßlosen Treibens und wer weiß, kann dieses Weib weiter bestehen. Sie trägt ihren Fluch in ihrem Blute mit sich herum und Erlösung soll ihr nie werden, so lange dieses ihr Blut im Rollen ist. Von solchen Gedanken beschwert, konnte ich mit dem Geschicke hadern, daß es dieses Wesen stillschweigend an mich gekettet und daß gerade ich an dem Todtenwagen ihrer Hoffnungen ziehen muß. In jener Zeit des Umherziehens von

Ort zu Ort war ich ganz wieder in der Gewalt meines bösen Genius, der seine schwarzen Fittige wieder über mich schlug, wie er's in Rom gethan.

Meine düstere Lebensanschauung mußte in dieser Zeit immer nur zunehmen. Einige Ruhe fand ich erst im vorigen Jahre in Deutschland wieder. Seit ich deutschen Boden betreten, seitdem ich in dem Lande bin, das ich so lange schon in seinen Liedern und seinen großen Meistern: Mozart, Beethoven, Haydn, Gluck verehrte, hat mein Dämon die Spuren meiner Flucht, wie es scheint, auf eine Zeit hin verloren.

Was es auch immer sei, hat mich Norina glücklich aus den Augen verloren, oder haben sie äußere Umstände veranlaßt, die Verfolgung aufzugeben. Genug, seit einem Jahre habe ich mich unangefochten zur alten Ruhe sammeln können. Ein glücklicher Instinct hat mich hierhergeführt, hier, wo ich diese Zeilen niederschreibe, die den, der sie lesen wird, zum Mitwisser meines verfehlten Lebens machen werden, hier, wo mich Norina vielleicht deshalb noch nicht gesucht, weil sie sich nicht denken kann, daß ich die Stadt, in der das Weib, das ich einst Mutter nennen wollte, zu den ersten Frauen gehört, zu meinem Aufenthalte nehmen würde. Mein guter Genius erhalte die Gräfin in diesem ihren Glauben und mich in meiner Abgeschiedenheit und Ruhe. Ich bin gänzlich außer Stande, zu sagen, ob und wie lange ich hier das Glück genießen werde, in dessen unverhofften Besitz ich wieder gelangt. Vielleicht greift schon morgen wieder der alte Dämon in dasselbe ein, vielleicht ist das Spiel mit meinem Leben noch nicht zu Ende und mir nur wieder eine Pause gegönnt. War ich ja noch nie auf

die Länge von guten Geistern protegirt! Nun, vielleicht doch dieses eine Mal! Es ist Friede in mir. Das abgehetzte Menschenkind, Mario genannt, bedarf dieses Friedens, so wahr ihm Gott helfen möge, wenn man ihm diesen Frieden zu rauben kommen sollte." Mario.

III.

Auf's Tiefste erschüttert, stand ich vor der Geschichte meines Freundes. Sie hatte mir in allen ihren Theilen den Einblick in eines seltenen Menschen Seele eröffnet. Ich sah in die Tiefe eines Lebens, das durch Menschen, die von Natur aus berufen gewesen wären, es mit Liebesfreuden zu krönen, von den Wegen des Glücks abgebracht worden. Es war das grause Zerstörungswerk einer groß angelegten Natur, das sich vor meinen Augen entwickelte, um so grauser, als es einen Künstler traf, der die Welt zu entzücken, Großes zu leisten, die Kräfte hatte. Mit steter Gewalt hat das Mißgeschick an diesem Prachtbau eines Menschen gerüttelt. Was ruchlose Herzlosigkeit seiner Nächsten nicht eingerissen hatte, das hat die unglückliche, maßlose Leidenschaft einer Fremden unterwühlt. Haß und Liebe sind an diesem Manne zu Verbrechern geworden, zwei Frauen haben sich an diesem herrenlosen Schatz der Natur vergangen. Pfui über Beide! rief es in mir ein über das andere Mal, pfui über die Eine vor allem, aus deren Fleisch und Blut er hervorgegangen. Mein Abscheu vor der Gesellschaft bekam mit Mario's Geschichte die rechte, neue Nahrung. Nicht daß mich das Thatsächliche, das die Quelle des Unheils, welches über meinen Freund gekommen, neu aufstachelte, derlei Vorgänge, in denen die Natur von der

Convenienz verschachert wird, waren mir in der Gesellschaft nicht neu. Gewöhnlich sind die, die von diesem unsaubern Handel betroffen werden, dieses Handels werth. Scrupeln um Vater und Mutter kommen ihnen selten, und wenn das Geheimniß ihrer Herkunft nur recht gute Revenüen für sie abwirft, dann belastet es sie nicht sehr. Sie finden sich mit den Verhältnissen ganz trefflich ab und lassen sich auch abfinden. Bei manchen dieser Kinder „großer Leute" stellt sich sogar ein gewisser Stolz der unsauberen Herkunft auch noch ein, sie brilliren mit ihrer „Natürlichkeit" und lassen sich gerne beim verbotenen Namen nennen. Das sind echte Kinder des Leichtsinns, wie sie echte Früchte des Leichtsinns sind!

Als ob die Natur selbst sich gegen so faule Verhältnisse einmal auflehnen wollte, schafft sie sich manchmal auch aus solchem Blute ihre eigenen Rächer. Als ein solcher gegen sein eigenes Blut Aufständischer erschien mir Mario. Da war ein Mann, der unter der Last seiner Herkunft im vollen Seelenschmerze seufzte, der aufschrie in seiner Weltvereinsamung und das Loos des Ausgesetzten nicht tragen mochte, ob sie es ihm auch noch so vergolden wollten. Da war ein Mann, der sich allen Gütern des Lebens, Reichthum, Ruhm u. s. w. entzog, der nicht genießen konnte, weil sich in jeglichem Genusse die Erinnerungen an andere wüste Genüsse, die ihn in's Leben schafften, regten, der nach seinem Anrecht auf Vater und Mutter rang und diesem Ringen sein ganzes Lebensglück opferte. Daß er den Mächten, mit denen er es zu thun hatte, die Stimme der Natur nicht entringen konnte, verkleinert die Größe seines Wesens nicht und auch nicht die seines Kampfes. Es ist

dieser Sieg der Unnatur über die Natur in unserer Gesellschaft von heute nichts Ueberraschendes. Ging schon aus den Kämpfen Mario's, in d e ihn seine Herkunft verwickelte, für mich die Bestätigung hervor, daß dieser Mann nicht nach der weitverbreiteten Menschenschablone gearbeitet sei, so war dies noch mehr der Fall aus der Art und Weise, wie er in dem von einem rasend liebenden Weibe beherrschten Hintergrunde seiner Geschichte zur Erscheinung kommt. Ich will nichts davon sagen, wie seine Abneigung gegen Alles, was Weib ist, aus einem der lautersten Gefühle der Menschenbrust herrührt, wie sie einen Grad von sittlichem Heroismus voraussetzt — meine Bewunderung erregte vor Allem die Discretion seines Hasses gegen Norina.

Ein Mann belästigt von einem Weibe, das nach allen Mitteln greift, um seines Besitzes habhaft zu werden, auf's Tiefste beunruhigt von ihrer versengenden Leidenschaft und immer und immer, Jahre hindurch dieser Leidenschaft ausgesetzt, verschmäht jeden Akt fremder, machthabender Intervention, die ihn gewiß mit einem Male und für immer von diesem Weibe befreien könnte, und zieht es vor, sich von ihr in allen Welten herumtreiben und ihr nichts als seine Entrüstung in Worten höchstens fühlen zu lassen. Wie viele Geschöpfe, die sich heutzutage Männer nennen, hätten der Gräfin gegenüber so gehandelt? Ob nicht die Meisten schon bei einem geringeren Grad von solcher Verfolgung vielleicht nach der Polizei gerufen hätten? —

Nun wußte ich Alles. Mit kindlicher Offenheit erzählten mir die Aufzeichnungen Mario's alle Vorgänge aus seinem bisherigen bewegten Leben. Ich trug ein gut Theil

seiner Leiden mit ihm, als ich ihn gebeugten Herzens dieselben mittelbar erzählen hörte. Mein Bild des Freundes hatte sich nun vervollständigt. Ich hatte die Räthsel seines verschlossenen Wesens, seiner Kälte, seiner starren Abneigung der Außenwelt gegenüber gelöst, ich sah auf den Grund seiner Seele, die noch immer im reinen Aether der Kunstbegeisterung athmete, wenn auch die wilden Stürme der letzten Jahre sie gerüttelt hatten. Und ich gab die Hoffnung nicht auf, ihn noch einmal ganz emporgerichtet zu sehen, ihn meinen Stolz, meine Freude. Gebrochen ist diese Natur noch lange nicht, ermüdet, aber nicht gebrochen. Jahre des Glücks, das für sie in der Ruhe besteht, werden ihr den alten Schwung wiedergeben. So sagte ich mir und flog zum Freunde.

Mich übermannte mein Gefühl, als ich ihn wiedersah und mit Mühe hielt ich die Thränen zurück. Zwei Tage waren ja bloß vorüber, seitdem wir uns nicht gesehen und doch schien es mir, als hätten uns all' die Jahre getrennt, von denen ich in der Aufzeichnung des Freundes gelesen. Er erschien mir eben erst jetzt, als der, der er ist. Als ich Worte brauchen wollte für meine Stimmung, that er eine abwehrende Bewegung und schüttelte mir sichtlich bewegt die Hand. Ich verstand ihn und seinen Schmerz. Ehrend schwieg ich.

Wir waren unzertrennliche Freunde. Mit sichtlichem Vergnügen gab er sich meinem ausschließlichen Umgange hin und ich bemerkte zu meiner größten Freude ein immer wachsendes Erstarken seiner Ruhe. Die Schatten, die ihn von Zeit zu Zeit früher noch zu umnachten pflegten, wichen und selbst Erinnerungen, die an ihn persönlich herantraten,

konnten ihm nichts mehr anhaben. Den Beweis hierfür fand ich eines Tages auf einem Spaziergange, die wir stets auf den Wiesen des grünen Waldes, der den stolzen Strom unserer Stadt umsäumt, gemeinschaftlich machten. Die schöne Welt war ausgerückt zu Fuß, Wagen und Pferd. Die Alleen waren gefüllt und ein großer Wagencorso streckte seinen riesigen Leib bis tief dahinab, wo sich die Promenade in ein urwäldliches Dickicht verliert. Wir erfreuten uns des großen, bunten Treibens, das da herrschte. Da rief ein dichter Menschenhaufe, der sich längs eines kleinen Lustgärtchens, angesammelt hatte, unsere Aufmerksamkeit wach. Da muß es etwas zu sehen geben, sagte ich, und zog den Freund mit mir hin. Die Leute schauten da, wie wir näher kommend sahen, auf einen glänzenden Wagen, der mit vier schönen Rappen bespannt vor dem Thore des Lustgärtchens stand. Es war ein prachtvolles Gespann, Kutscher und Diener trugen die Farben eines mir wohlbekannten hohen Hauses. Wir wollten gerade wieder abziehen, weil mir das nicht so merkwürdig schien, um länger zu verweilen, da sah ich die Leute um mich alle die Hüte ziehen — eine Frau, hoch und schlank, die in den Fünfzigern stehen konnte, aber noch Spuren einstiger Schönheit hatte und eine ziemlich hochfahrende Miene beobachtete, stieg in den Wagen. Der Wagen machte kehrt und mußte hart an uns vorbei. Ich sah auf Mario, um ihn in diesem Augenblicke zu beobachten, als die Frau, die man da allseitig grüßte und die allergnädigst herablassend wieder grüßte, vorüberfuhr. Sein Gesicht zeigte marmorkalte Gleichgiltigkeit, hoheitsvoll hatte er den Kopf gehoben und sein Glas nehmend, sagte er zu mir: „die Rappen sind

wunderbarer Race, die Frau versteht — Pferde!" Ein ironisches Lächeln glitt dabei über seine Lippen, und Wagen, Pferde und Frau waren abgethan. Wir plauderten weiter von anderen Dingen. Einige Monate früher wäre die Begegnung mit dieser Frau für Mario nicht so ruhig abgelaufen. Heute stand er ihr so kalt und gleichgiltig gegenüber, als ob sie nicht — seine Mutter gewesen wäre.

Woche auf Woche ging vorüber, von Norina war glücklicherweise keine Spur. Es schien mir über allen Zweifel erhaben, daß die Gräfin seine Spur verloren haben müsse, und Mario war nahe daran, sich diesem meinem Glauben hinzugeben. Da zog eines Tages — es waren zwei Monate seit der Befestigung unseres Freundschaftsbündnisses verflossen — das alte Gewölk mit den drohenden Blitzen plötzlich wieder am Horizonte auf. Wir waren eben von unserm gewohnten Spaziergange aus dem Wäldchen gekommen und hatten eben erst das Zimmer Mario's betreten. Hüte und Stöcke waren abgelegt, ich hatte kaum im schwellenden Sopha Platz genommen — da ging, während wir fortwährend im Gespräche unsere Gedanken austauschten, die Thüre auf, und herein steckte ein Mohr seinen krausen Katzenkopf und verschwand, ohne auch nur etwas zu sagen, sogleich wieder. Ich vergesse den merkwürdigen Augenblick nie mehr im Leben.

Der Graf wurde leichenblaß, das Wort seiner Rede, das gerade mir galt, erstarb gebrochen auf seinen Lippen. Zitternd faßte er den nahestehenden Lehnstuhl, aber nur einen Moment lang, im nächsten schon hatte er seinen Hut ergriffen und ohne auch nur ein Wort an mich zu richten, war er an der Thüre und stürzte hinaus mit einer Hast,

der nicht beizukommen war. Was in ihm vorging, in jenem Augenblicke hatte ich nicht die Kraft, zu überdenken. Mich erschreckte die Scene an Leib und Seele, das Blut erstarrte mir, als ich den Mohrenkopf an der Thüre und die Leichenblässe auf dem Antlitze des Freundes sah. Mario bot ein erschütterndes Bild, er sah Menschen gleich, die mit dem Geschicke um ihren Verstand kämpfen.

Mich schien eine finstere Macht in ihre eisernen Fesseln geschlagen zu haben, ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Ich war von dem plötzlichen Einbruch dieser schwarzen Creatur in unser friedliches Dasein an Gliedern und Gedanken vollständig gelähmt; lange, lange lag ich bewegungslos auf dem Sopha, in das ich beim Erscheinen des Mohren zurückgefallen, ohne daß mir eingefallen wäre, Mario nachzueilen; fest gebannt, lag ich da, den starren Blick fortwährend zur Thüre gerichtet.

Die untergehende Sonne fand mich noch in diesem Zustande starrer Unthätigkeit. Als der Schreck nach und nach von meinen Gliedern und Sinnen gewichen, kam die Sorge um den Freund über mich. Er ist dem Mohren nachgesprungen, um ihn festzuhalten, oder er ist mit ihm zu seiner Herrin gegangen, um sich von ihr Ruhe wieder zu erbitten, sie ernstlich zu verlangen — so beruhigte ich meine Sorge um Mario. Ich hätte mir fluchen können, daß ich ihm nicht gleich nachgeeilt war.

Wo er bleibt? Es ward vollends Nacht, und er war nicht zurück. Wo konnte er sein? Was treiben? Daß Marco auch nicht zu finden war, beruhigte mich einigermaßen, der treue Diener wird wohl um ihn sein, was er auch in seiner verzweifelten Stimmung immer nur beginnen

werde. Es war zehn Uhr, als ich das Haus in der Vorstadt verließ, Mario war nicht zurückgekehrt. Ich strich durch die Straßen, sah in's Café, stand am Ausgange der Oper, sah überall hin, auch dorthin, wo es Unsinn nur zu glauben war, Mario werde da sein, nur um nichts unversucht zu lassen, dem Freunde begegnen zu können. Es war lange nach Mitternacht, als ich nochmals vor der Wohnung des Freundes angefahren kam. Ich hoffte ihn sicher zu Hause anzutreffen. Aber schon der das Thor öffnende Portier sagte mir, weder Mario noch Marco seien bis zur Stunde zu Hause. Angsterfüllt fuhr ich in meine Wohnung. Ich warf mich auf's Bett, und nun bestürmten böse Ahnungen um die Wette mein armes, aufgeregtes Hirn. Bange Zweifel schleppten mich von einem Gedanken zum andern und ich hatte eine Höllennacht zu bestehen.

Wie froh war ich, als der Tag seine ersten Strahlen durch's Fenster warf! Nun konnte ich doch wieder nach dem Freunde sehen und wenn ich ihn nicht fände, nach ihm suchen. Ach, ich fand ihn nicht! Er war seit gestern in seiner Wohnung nicht gesehen worden. Wenn ich nur den Satan von Mohr zu Gesicht bekommen hätte, um seiner Herrin auf die Spur zu kommen! Auch das nicht. Nichts wollte mich begünstigen, Niemand mich unterstützen. Ein Mensch ist in Verlust gerathen — was ist ein Mensch unter Hunderttausenden! Er wird sich wohl in's Wasser gestürzt oder sonst getödtet haben — so sagten die, die seinen edlen, reinen Geist, der solcher Schändung nicht fähig war, nicht kannten. Ihr Denken schon war für mich eine Verunreinigung seines großen Wesens, und ich spuckte aus vor diesen Bestien, die auf zwei Füßen herumlaufen. Er lebte

— dieser Gedanke stand fest vor meiner Seele. Ich klammerte mich an den Gedanken, Mario würde wohl wieder geflohen sein, um diesem Weibe nicht zu begegnen. Dann muß ich in Kurzem Nachricht von ihm haben, er kann mich nicht lange in dieser Ungewißheit lassen. So vergingen Tage um Tage, vierzehn waren deren gekommen und gegangen und Mario war noch immer für mich verschollen.

Meine heißesten Bemühungen konnten ihn nicht ausfindig machen. Fortwährend kam ich auf die alten Gedanken zurück, was Alles dem Grafen passirt sein, oder was er selbst unternommen haben könnte. Ich stürzte tagtäglich verzweifelt zur Polizei, man wußte nichts. Ich lief zu all den Bekannten, die den Freund kannten, lief zu einer ganzen Reihe von Collegen, die Mario im Café mit mir zu sehen bekamen, keiner von ihnen hatte ihn seit jenem Tage gesehen, da wir zum letzten Male vor unserer Promenade im Café G... zusammen waren. Er war spurlos verschwunden. Fast hätte ich mit dem Staate und seinen Einrichtungen hadern mögen. Was nützt Euch Euer so kostspieliger und so verzwickter Apparat zum nöthigen Zusammenhalten der Gesellschaft und ihrer Individuen, wenn Menschen verschwinden können, ohne daß Ihr davon auch nur eine Ahnung habt! Alles schien mir möglich, nur an Eines vermochte ich nicht zu glauben: daß Mario den Tod gesucht und gefunden habe.

Dieser Glaube, so viel ihn mir die Menschen auch einflößen und plausibel machen wollten, er fand keinen Eingang bei mir. Nicht nur, daß ich mich lebhaft jener Stelle in des Freundes Aufzeichnungen erinnerte, in der der Selbstmord verdammt wird, es hätte auch dieser Stelle nicht

bedurft, um Mario solcher Unthat an sich selbst nicht für fähig zu halten. Alle Ueberredungen von Menschen, die theilnahmen an meinen resultatlosen Nachforschungen, mich doch durch Besichtigungen jener ausgestellten Unglücklichen, die tagtäglich vom Wasser ausgeworfen oder von Bäumen abgeschnitten werden, augenscheinlich zu überzeugen, ob denn nicht doch vielleicht das mir Unglaubliche im Zustande der Verzweiflung geschehen sei, waren in den Wind gesprochen. Nicht einen Augenblick lang war das Andenken meines vermißten Freundes in Gefahr, durch solche Gedanken beleidigt zu werden.

Da traf mich nach fünf qualdurchlebten Wochen ein Brief von ihm. Wie glücklich war ich schon, die Züge seiner Hand zu sehen! Er lebt! Die Freude ließ mich anfangs gar nicht dazu kommen, den Brief zu öffnen, der den Poststempel K... trug. K... ist ein kleiner, freundlicher Fleck, nur einige Stationen auf jener Eisenbahn, die in den Süden des Reiches führt, von unserer Stadt entfernt. Rings herum sind beliebte, kleine Villeggiaturplätze gelegen, alle theils ihres Wassers, theils ihres Bieres wegen sehr gesucht von den Städtern. K... selbst ist wenig besucht, es hat auch nur einen Unterhaltungsort und dieser ist ein geistlicher — ein Kloster. Als mir das Kloster von K... einfiel, durchzuckte mich der Gedanke, Mario könne einen andern Mord, an seinem Leben, seiner Jugend, seinem Talente versucht haben, er könne — Pfaff geworden sein. Fieberhaft erregt, griff ich nach dem Briefe. Ich versuchte nochmals, bevor ich ihn öffnete, meine Gedanken lächerlich zu finden und mich selbst auszuspotten. Mario in einer Zelle? Sollte ihn die Erdenpein dazu gebracht haben,

seinen Nacken der Kirche zu beugen? Die Finger brannten mir unter dem Papiere. Ich riß den Brief auf. Die Ahnungen waren diesmal nicht trügerisch. Mario Graf von Monte*** war seit einer Woche geweihter Bruder des Klosters zu K . . . Der Brief war kurz, doch lang genug, um mir Kunde zu geben von einem nun für Kunst und Leben verlorenen, für immer verlorenen Menschenleben.

„Lieber Freund!“ schrieb er mir, „Graf von Monte*** ist für Dich gestorben, der „Bruder Mario“ lebt nur noch für Dich. Ich habe heute vor acht Tagen hier in der Kapelle des Klosters von K . . . das Gelübde abgelegt. Es war das einzige, wirksame Mittel, mir Ruhe vor dem weiblichen Dämon für immer zu schaffen, der mich vor Wochen wieder plötzlich aus Deiner Nähe gerissen. Glaube mir, liebe Freundesseele, ich hatte keine andere Wahl, um mich jener Pein, die so lange schon mein Leben drückt, für immer zu entziehen, als entweder wirklich zu sterben oder wenigstens dem weltlichen Leben und der Gesellschaft abzusterben. Ich zog diese letztere Todesart — gewiß ist es eine, wenn man es ehrlich mit seinem Gelübde halten will — vor. Ruhe ist das Motiv meiner Priesterwerdung, und ich habe bei meiner Aufnahme in K . . . kein Hehl aus diesem Motive gemacht. Ich habe mich für den Preis dieser Ruhe, die ich so lange ersehnt, der Kirche verkauft. Und ich glaube, es ist dies nicht der ärgste Handel, den je die Kirche betrieben hat. Ich sehne mich, Dich zu sehen. Komm eiligst zu mir, Freund Rafael. Hier dünke ich mich sicher. Lebe wohl. — Mario.“

Es war noch keine halbe Stunde seit Lesung dieses Schreibens verflossen, und ich war schon fort. Drei Meilen

von der Stadt, an einem reizenden Gebirgsfuße, stand das Kloster der Brüder vom guten Hirten in Christo, nahe dem Städtchen K... Selbst die Eisenbahn fuhr mir viel zu langsam, die Locomotive schien mir Blei an ihren Rädern zu haben.

Endlich war ich in K... Ein Wagen führte mich rasch von der Station an den Fuß des Kalksteinfelsens, an dem das Kloster lag. Eine halbe Stunde darauf lag ich in dem langen, öden Gange der äußeren Klosterhalle am Halse des mich erwartenden Herzensfreundes. Stillvergnügt war der Empfang auf beiden Seiten. Wir sparten die Worte und ließen die Herzen sprechen, die nun an einander lagen. Mario führte mich in seine Zelle. Ihre Fenster lagen hinaus nach dem schönen, üppig bepflanzten Baumgarten des Klosters, dessen Hintergrund die Kalksteinrücken des Gebirges bildeten. Zur Seite blickte der kleine Thurm der Kapelle des Kirchhofes von K... herüber. Alles, was man von dieser Zelle erwarten konnte und auch Alles, was sie bieten konnte, war Ruhe. „Hier herein," sagte Mario, als ich mit ihm die Zelle betrat, „wird die Gräfin Norina nicht dringen und meine Nachbarin kann sie nur werden, wenn sie da drüben begraben liegt. Wahrscheinlich verzichtet sie auf solche Nachbarschaft!" —

Ich theilte das Gefühl der Sicherheit, das seinen Worten zu Grunde lag; aber der Preis, der für diese Sicherheit geboten ward, schnitt mir in's Herz. „Gab es wirklich keinen anderen Ausweg, Freund?" fragte ich betrübt.

„Nein, es gab keinen, der mich vollends schützte, keinen, der mir ersparen könnte die Flucht vor Norina, die nun wieder hätte beginnen müssen. Jenes Weib ist nicht zur

Nachgiebigkeit geartet, ich nicht zu der Brutalität, durch öffentlichen Eclat ihrem Streben ein Ende zu machen, also wo bliebe der Ausweg? Weiß sie mich einmal in den Banden der Kirche, so wird sie die Unfruchtbarkeit ihrer ferneren Verfolgung denn doch endlich einsehen und von mir lassen müssen.“ —

„Aber, Dein Leben Freund,“ nahm ich wieder das Wort, „Dein Leben hast Du zum Opfer gebracht!“ —

„Mein Leben? Es ist bis heute so verletzt aus den Kämpfen meiner Jugend hervorgegangen, daß an eine rechte, für Welt und Menschen nützlich werdende Gesundung denn doch nicht wieder zu denken war. Mein Leben ist längst aus seiner Sphäre gerissen und ist eigentlich doch jetzt erst wieder an seiner alten Stelle. Die Orgel und der Chor unserer Klosterkirche wissen davon zu erzählen, und die Brüder alle, die mich mit Vorliebe hören, erwecken in mir die Erinnerungen an die Triumphe des Chorknaben von St. Peter. Du siehst, es ist auch für meine Freuden hier genügend gesorgt.“ —

Ich schwieg; mich drückte eine Frage, die ich nicht thun wollte. Mario's feines Gefühl errieth sie und mich an sich ziehend, sagte er mit besonderer Rührung: „Ich weiß, was Dich mit Zweifel erfüllt. Nimm mich wie früherhin, nimm mich für den Menschen, den Du in mir bei Lesung meiner Geschichte herausgefunden hast und für keinen anderen. Betrachte meine That als nichts Anderes, als daß sie ein Act der Selbstrettung gewesen. Ich mußte ein Asyl haben, wo ich unbehelligt von Weibern und ihren Leidenschaften mir selbst und der stillen prunklosen Ausübung meiner Kunst so viele Tage verbringen kann, soviel ich

deren noch auf Erden zu verbringen habe. Ein solches Asyl war ein Kloster und ich setzte alle meine traurigen Erfahrungen über die ideelle Seite des geistlichen Lebens, die ich in Rom, in der Hauptstadt der Christenheit gemacht, bei Seite, vergaß, in welchen Zusammenhang ich selbst mit der Kirche ohne meinen Willen gebracht worden und trat in dieses Asyl ein. Ich suche da, wo ich jetzt bin, keine Befriedigung meines Glaubensbedürfnisses und brauche sie also nicht zu finden, ich suche nichts als Ruhe, alles Uebrige bleibt beim Alten in mir und an mir, deß kannst Du gewiß sein, Herzensfreund." —

Erst diese Eröffnungen brachten mich an's Ziel meiner Wünsche, ich wußte, Mario hatte sich selbst nicht verloren, und das war mir genug. Mauern und Zellen hatten für mich mit dem Augenblicke all ihr Schreckliches eingebüßt. Nun wußte ich den Freund wirklich im Besitze der Ruhe, die ihm so lange nicht gesichert ward.

Ich fragte nicht erst viel, wie er zu dem Entschlusse gekommen, es war mir kein Zweifel, daß er für den Fall, der nun wirklich eingetreten war, schon von vornherein seinen Willen gefestet hatte und rasch an die Ausführung desselben ging. Norina — das entnahm ich seinen Worten — hatte er nicht zu Gesichte bekommen. Ich vermied jedes Wort über die Gräfin, um nicht Wunden der Erinnerung unnütz aufzureißen. Mich freute das Asyl, das den Irrenden endlich aufgenommen, doppelt freute es mich, da es mir so sicher schien. Auf die Frage, wie Mario mit der Zeit hier umgehe, erfuhr ich, daß er abwechselnd lese, musicire, singe. Das Orgelspiel war seine Lieblingsbeschäftigung, es versammelte immer eine Schaar seiner Kloster=

brüder um ihn, die seinem meisterhaften Spiele zu lauschen kamen. Mit Befriedigung nahm er wahr, daß auch sein Kirchengesang jeglichen Sonntag die ganze Bewohnerschaft von K... in die Klosterkirche lockte. Er freute sich, dem Kloster, das ihm Ruhe verschaffte, in einer Weise nützlich sein zu können.

Als mich Mario in den Garten geleitete, ersah ich aus dem Benehmen der uns begegnenden Brüder, daß er trotz der Kürze seines Aufenthaltes auch hier schon sehr in Gunst stand. Es war mir nicht bange, daß man den hohen, stolzen Bruder Mario, der unwiderstehliche Liebenswürdigkeit mit so viel Leutseligkeit verband, immer lieber gewinnen werde. Man mochte ihm auch Manches haben hingehen lassen, was man wohl bei Anderen nicht geduldet hätte. Auf Mario's Tisch sah ich zu meiner nicht geringen Verwunderung Bücher liegen, denen man, wie z. B. Lenaus „Albingenser" und „Savonarola", nahe treten würde, vindicirte man ihnen einen einigermaßen clericalen Charakter. Mario entzog sich aber keiner Thätigkeit, die man von ihm begehrte. Unterrichtete er ja sogar aus freiem Willen in dem Erziehungsinstitute, das die Brüder in K... hatten, die Knaben in Musik und suchte auch einen Chor herzustellen.

So verbrachte der Freund die Tage und Wochen seiner neugewonnenen Ruhe. Ich war, was ich an Zeit meiner Malerthätigkeit abgewinnen konnte, immer bei ihm; wie oft mußte ich nicht spät Abends, wenn kein Train mehr ging, wenn ich bei Mario war, zu Fuß wandern, so lange bis ich einen Wagen antraf, der mich nach der Stadt brachte, ich ging gerne, und meine Gedanken gehörten immer

anderen Dingen, als Zeit- und Distanceunterschieden. Der Graf hatte meine grenzenlose Bewunderung. Ich glaubte nie einen Freund besitzen zu können, und jetzt hatte ich doch einen, den ich würdig hielt, diesen Namen zu führen. Meine Zusammenkünfte mit ihm waren für mich wahre Wonnestunden des Lebens. Entwickelte er zuweilen eine Fülle von Geist in seiner strengen Anschauung der menschlichen und weltlichen Dinge, eine wirklich unbeugsame Consequenz in seinem Glauben, Wissen und Wollen, die mich wieder an echte Menschen glauben hieß, so war es zu andern Malen wieder der Reichthum an Phantasie und Gemüth, die er sich auf Wegen bewahrt, die Andere nur mit ausgebrannten Herzen zurücklegen, der meine Verehrung hervorrief. Auch der alte Haß für das Malerhandwerk wandelte mich um diese Zeit wieder stärker, als je zuvor an. Mario nährte diesen Haß und gab meinem Hange nach stilvolleren größeren Compositionen durch eine und die andere Bestellung, die er selbst machte, neue Nahrung. Die Klosterwände von K... haben ihm manches neue Bild zu danken, welches ich mit allem Aufwand meiner Kräfte gemalt. Es machte dem Freunde unaussprechliches Vergnügen, die neue Stätte seines Lebens künstlerisch schmücken zu lassen, und ich freute mich wieder kindisch, die Farbe poetisch verwerthen zu können. Der Graf hatte zwar einen gewissen, mir widerstrebenden Hang zur Allegorie in der Bildnerkunst, aber auch hier war er tolerant genug, meinen Intentionen und meiner Kunstrichtung freie Bewegung zu gestatten. Merkwürdig, in Sachen der Kunst war der Italiener Mario — deutsch und ich italienisch gesinnt! Meine Malerarbeiten im Kloster, die Wochen in Anspruch nah-

men, vermittelten so einen stätigen Umgang mit dem Freunde. Ich kam mir in dem Kloster von K... bald so heimisch vor, als ob ich auch zu den Brüdern „vom guten Hirten" gehörte.

Schön und anregungsvoll gingen die Sommertage dieses Jahres rasch an uns vorüber. Im steten Fortschritt glättete sich wieder Mario's Antlitz; die selbstquälerischen Spuren desselben verschwanden in der stillen Seligkeit, die jetzt über sein Leben dahinglitt. Von der Gräfin Norina war zur Vermehrung unseres Glückes nichts zu hören, wer weiß, wo sie sich ereifert, die Spuren des Freundes, die sie gefunden hatte, um sie rasch wieder zu verlieren, zu erforschen.

Eine schwere Unterbrechung dieses herzlichen Stilllebens sollte uns Beiden aber nicht erspart bleiben. Die Prüfung trat noch einmal an die Seele des Freundes mit unerbittlicher Strenge heran. Im August war es, und ich arbeitete noch an der letzten Vollendung eines großen Wandgemäldes, das Mario für das prächtige Refectorium des Klosters von mir malen ließ. Da hielt eines Tages die Equipage einer hohen Persönlichkeit der Stadt vor der großen Pforte des Klostergebäudes. Ein Herr in schwarzer Kleidung stieg aus und verlangte den Prior zu sprechen. Die Unterredung mit diesem dauerte nicht lange, ihr folgte aber zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine solche mit Mario auf seiner Zelle, die indeß weit länger dauerte. Ich kam gerade rechtzeitig genug, um den schwarzen Fremdling beim Eintritt in Mario's Zelle, wohin ihn der Priester selbst geleitete, sehen zu können. Ich war nicht wenig überrascht, in dem schwarzen Herrn einen hohen Bediensteten

jener hohen Frau zu erkennen, die Mario's Mutter war. Diese Thatsache brachte mich in Aufregung, ich kehrte in's Refectorium zurück, aber von Arbeiten konnte keine Rede sein. Mich beschäftigte der Gedanke, was der Mann von Mario wollen könne. Daß sie seine neue Wandlung erfahren konnten, wunderte mich bei dem polizeilichen Glanz, in dem unser Staat von jeher stand, durchaus nicht. Kommen sie aber wieder, um in sein Leben einzugreifen? Hat jene Frau noch nicht genug an der römischen Lection, die sie in der Sixtina erhielt? Sollte sie den Sohn nochmals provociren wollen? Nun dann wird er Kraft haben, sie nochmals mit allem Muthe seines natürlichen Rechtes zu verurtheilen, sagte ich mir. So weit auch meine Gedanken flogen, die rechte Richtung hatten sie doch nicht. Zwei Stunden verbrachte ich in dieser Ungewißheit, da ward ich zu Mario gerufen. Als ich in seine Zelle trat, fand ich Mario im Zustande jener Abspannung, die innern Kämpfen auf dem Fuße zu folgen pflegt. „Was ist Dir denn," fragte ich hastig, ihm die Hand reichend, „was will diese unmenschliche Mutter zum ersten Male in ihrem Leben auch von ihrem Sohne? Sollst Du von hinnen gehen, stört sie Deine Ruhe?

„Was sie will, Freund? Ihr erster Wille in Bezug auf ihren Sohn wird zugleich auch ihr letzter sein in diesem Leben. Sie will das, was ein Sohn seiner Mutter nie abschlagen wird, sie will — daß er an ihrem Todtenbette erscheinen möge. Aber ich bin nicht ihr Sohn und sie nicht meine Mutter! War sie im Leben nie meine Mutter, so soll sie es in der letzten Stunde nicht erst werden. Erscheine ich heute unmenschlich, so hat sie mich dazu ge-

macht in jener Stunde, als sie mich in der Sixtina einen Wahnsinnigen genannt. Damals schwur ich mir, wenn sie mich einst reuig vor sich rufen lasse, vor ihr nicht zu erscheinen und wäre es in der Stunde, wo sie ihre Lebensrechnung abschließt. Ich wünschte die Stunde nicht zu erleben. Es kam anders, und ich habe mein Nein ausgesprochen. Und ich ginge nicht und hätten sie die Gewalt, mich an ihr Todtenbett zu schleppen! Ich habe dem Manne gesagt, ich habe keine Mutter, ich sei vom Himmel auf die Erde gekommen, ich weiß nicht wie, ich habe ihm dies mit so kaltem Hohne versichert, daß es ihn schaudern gemacht haben muß und kann er diesen Ton, den ich angeschlagen, ihr wieder geben, dann erinnert sie sich vielleicht noch der Scene vor der Sixtina, und wir sind quitt. Meine Verzeihung mag sie dann hinübernehmen in's andere Leben; meinen Schwur aber breche ich nicht.“ —

Es lag etwas mich gewaltig Erschütterndes in der Rede Mario's; fast tonlos begann er sie, um sie mit dem natürlichen Pathos eines streng zu Gericht sitzenden Gewissens zu endigen. Ich hatte kein Wort der Einsprache. Der Sohn war über eine sterbende Mutter zu Gericht gesessen, was sollte da einer fremden Seele Einmischung? Ich hätte auch in dem Augenblicke keinen Vorwurf für den Freund gehabt. Das Urtheil über jene Mutter war in ihm längst fertig, heute hatte er es, dazu genöthigt, ausgesprochen. Ob sie es auf ihrem Todtenbette erfahren? Vielleicht, vielleicht auch nicht. War ihr das Nichterscheinen des Sohnes nicht schon ein Urtheilsspruch, so dürfte sie sonst nichts davon in's Jenseits mitgenommen haben. Belogen zu werden bis in den Tod, ist ja das Loos solch' hoher Herrschaften und

das Belügen ein einträgliches Amt ihrer treuen Diener. Warum sollte der schwarze Herr, der Mario's Botschaft erhielt, eine Ausnahme gemacht haben, um seiner Gebieterin die letzten Augenblicke zu erschweren? —

Anderen Tages traf uns die Nachricht von ihrem erfolgten Ableben. Mario war diese Tage hindurch schweigsam, auch gegen mich. Ich suchte auch keinerlei Zerstreuung seiner Gedanken zu verursachen, er mußte in dieser Zeit sich und seinem Schmerze, der trotz alledem, was vorgegangen, sich geltend gemacht haben mochte, überlassen bleiben. Er begehrte, allein zu sein. Ich ging auf einige Tage in die Stadt zurück. Da beging man gerade feierlichst das Leichenbegängniß der hohen Frau mit allem Pomp. Zahllose, glänzende Equipagen in Trauerflor gehüllt, begleiteten die Reste dessen, was menschlich an ihr war, Chargen in prunkenden Uniformen, Herren in großer Gala gingen hinter dem Leichenwagen, eine vornehme Trauer lag auf den Gesichtern Derer, die zu Fuß oder Wagen der Fürstin die letzten Ehren erwiesen. Das einzige, echte, warme Herz, dessen Trauer jetzt nun ungefälscht ausgeströmt wäre, hatte die hohe Frau von sich verscheucht. Er weilt ferne von dem officiellen Trauertreiben der Stadt und spricht in aller Stille vor sich sein „requiescat." hin! —

In der Stadt, für deren Klatsch sich sogar auch an Trauerfeierlichkeiten immer Pikanterien hängen müssen, unterhielt man sich auch schon von dem, was drei Tage früher in der Klosterzelle von K... vorgegangen war. Selbst die Wände eines Klosters haben Ohren, oder der hohe Diener der verstorbenen Fürstin hat zu viel Zunge gehabt. Genug, es war kein Geheimniß geblieben, daß der

Bruder Mario des Klosters von K... den letzten Beistand, den man bei ihm für die hohe Frau gefordert, nicht leisten wollte und daß an seiner Statt der wohlbestallte Haus- und Schloßcaplan an das Bett der Fürstin geholt worden sei. Nun hatte die Gesellschaft wieder Stoff über Stoff zum Spinnen von langen, unendlichen, nichtsnutzigen Vermuthungen und sie spann unabläßig. Als ich wieder nach ungefähr zehn Tagen nach K... zurückkehrte, fand ich Mario wieder gekräftigter. Unser freundschaftliches Beisammensein kam nach und nach wieder in das alte Geleise, Mario sang fleißiger als je in der Klosterkirche und schöner als je und ich machte mein Bild im Refectorium fertig. Wir waren gerade recht wieder in den anregenden Verkehr gekommen, da bekam ich von einem kunstsinnigen Großen der Stadt die Aufforderung nach Schloß B... zur Anfertigung einiger Wandgemälde, Scenen aus dem Nibelungenliede darstellend, zu kommen. Mario rieth mir der Einladung nachzukommen, galt es ja, wie er sagte, meine ganze Kunst an einem großen nationalen Stoff zu erproben, etwas Bleibendes zu schaffen. Er war selbst berauscht von der Freude, daß mein Ruf immer größere Dimensionen annehme und man mich nun auch für große, monumentale Arbeiten für fähig halte. Er sprach mir in der eindringlichsten Weise zu, dem Rufe nachzukommen. Ich selbst, ich glühte ja lange schon vor Verlangen, Gelegenheit zu haben, deutschem Stoffe farbiges Leben geben zu können.

Den Freund wußte ich auch wieder sicher und beruhigter und in ausgeglichener Stimmung; und so ward mein Entschluß gefaßt, an Ort und Stelle abgeschickt und der

Tag meiner Abreise nach B... festgesetzt. Es war ein schweres, stummes, tief herzliches Scheiden zwischen mir und Mario. Lange lagen wir uns, wie von unsichtbarer Macht gekettet, in den Armen, der Freund war es, der sich zuerst losriß, und „Adio" hörte ich noch von seiner melodischen Stimme, und verschwunden war er unter den finsteren Gängen des Klosters. Ich fuhr zur Station und von dort weiter nach den schönen grünen Marken, wo B . . . lag, das ich nach vierstündiger Eisenbahnfahrt erreicht hatte. Frisch und wohlgemuth ging ich bald an meine Arbeit, der Feuergeist der Kunst war in mir wieder rege, und ich war wieder einmal mit mir zufrieden. Mit dem Freunde war ich im innigsten brieflichen Verkehr, wir schrieben uns fast einen Tag um den andern.

Ich war acht Wochen bereits auf Schloß B . . ., zwei Bilder des Cyclus waren beendet, das größte, Siegfried's Tod darstellend, eben in Angriff genommen, da stockte auf einmal die Correspondenz von Seiten Mario's einen Tag, zwei, drei Tage. Ich besorgte ein Unwohlsein des Freundes, da bringt mir die zwei Tage alte städtische Zeitung eine eben so furchtbare als räthselhafte Kunde: ein Bruder aus dem Kloster der „guten Hirten" in K . . . soll vor zwei Tagen in dem Landhause einer Frau, zu der er berufen ward, um ihr die letzte Oelung zu geben, erschlagen aufgefunden worden sein! Die Stadt befand sich, wie die Zeitung ferner sagt, in großer Aufregung. Der Name des Bruders war noch nicht angegeben, nähere Daten wurden erst von der Zeitung versprochen. Alle Schrecken und alles Beben der Welt fuhr in meine Glieder, als ich das las. Ich wartete nicht erst die näheren Daten der Zei-

tung ab. Diese furchtbare Ahnung, die mich quälend befiel, war ich nicht im Stande, noch durch Stunden auszuhalten. Ich saß am selben Abend schon im schnaubenden Dampfwagen und war auf dem Wege nach dem Asyle meines Freundes zu K . . . Meine Ungeduld war unbändiger, als daß selbst drei solche Dampfkessel, mit deren einem bloß man dahinfuhr, sie hätten befriedigen können. Bunt und wirr umkreiste mich ein schwarzes Heer von Gedanken, sie schienen mit einander an Schrecklichkeit zu wetteifern. Der todte Bruder vom guten Hirten lag vor mir mit seiner klaffenden Wunde, und ich starrte in sein geliebtes Antlitz, aus dem der Tod die schönsten Linien verlöscht.

Und ich konnte mein geistiges Auge noch so verhüllen wollen, es half nichts, das marternde Bild wollte nicht von hinnen ziehen. Um meine Qual zu vermehren, sprachen die Mitreisenden in meinem Waggon auch noch von nichts Anderem als von der grausen Tagesnachricht, die alle Gemüther aufgeregt hatte. Die Vermuthungen gingen kraus durcheinander. Der Eine sprach sich dahin aus, daß sich der Mönch vom Kloster K . . . wohl selbst entleibt haben müsse. Der Mann wußte nicht, wiewohl er mir zum Herzen sprach; denn war seine Vermuthung die richtige, dann ist jener Bruder nicht mein Freund Mario und er lebt. Aber wer sagte mir, sie sei richtig? Warum sollte nicht die andere Version, die über die Geschichte verlautete und die dahinging, der Mönch sei ermordet worden — ob vor oder nach oder auf seinem Gange zu einer Sterbenden, darüber wußte man wieder nichts Sicheres — die richtige sein? Sie wäre etwas Unerhörtes, aber wo ist das Uner=

hörteste, das in unserer Zeit nicht passirte! Meine Phantasie war grausam genug, bei der Vermuthung einer Ermordung auszuharren. Ich dachte an die letzten Vorfälle, die den Freund betrafen, und ich traute den Menschen, die so viel Seelenplagen schon über meinen armen Freund gebracht, auch die schwärzeste That zu. Sie haben ihn vielleicht aus dem Wege räumen wollen, vielleicht war es gar noch der letzte Auftrag seiner Mutter, ihn zu ermorden! Und lebt nicht noch der andere weibliche Dämon meines Freundes! Die Phantasie war ausschweifend in der Production von gräßlichen Gedanken Es war eine Höllenfahrt. Ich fluchte der langen, mir lästig scheinenden Fahrt, ich hätte den Eisenbahn-Schaffner tödten können, daß er noch immer nicht den Namen der ersehnten Station über die Lippen brachte. Wer mir jetzt die Gewißheit hätte geben können, dieser Mönch, den sie in M..., wohin er vom Kloster K... aus zu geistlichem Beistand gerufen worden, todt gefunden, sei nicht mein Freund Mario, ich hätte ihm Alles, was über diesen Tag hinauslag, mein ganzes Leben verschreiben mögen! Matt und zu Tode gequält, kam ich endlich auf der ersehnten Station an.

Von meiner Hast angefeuert, führte mich ein Wagen rasch zum Kloster K...

O, daß ich nie gekommen wäre, daß mich das furchtbare Element, auf dessen Flügeln ich hergeeilt, auf dem Wege lieber irgendwo vernichtet hätte! Außer Athem stürzte ich in die Halle des Klosters, mir kam keine lebende Seele entgegen, nur das Glöcklein der Kapelle sandte seinen wehmüthigen, düsteren Mahnruf durch den öden, weiten Raum.

Instinctiv folgte ich dem Rufe und kam in die Kapelle.

Ich blieb an der offenen Thüre stehen, die Kapelle war voll Menschen, die Brüder alle und auch andere Menschen, Männer und Frauen waren da, ich hörte den Chor singen und lauschte nach Mario's Stimme. Sie war nicht zu hören. Er sang nicht mit. Das preßte mir das Herz zusammen. Einen Augenblick hielt ich mich an dem alten, schweren Thore, ich rang nach Fassung. Der Schmerz gab mir neue Kraft, ich raffte mich auf und stürzte mit dem Rufe: „Für wessen Seele betet Ihr?“ unter die erschrockenen Beter. Sie fuhren auseinander.

O, sie müssen eiserne Seelen gehabt haben, daß sie nicht vor meinem Schreckensrufe vergangen sind! Der Eine von den Brüdern faßte mich beim Arm und sagte milde: „wir beten für die Seele Deines armen Freundes!“ — „Du lügst, Mensch, Mario ist nicht todt, darf nicht todt sein!“ schrie ich entsetzt auf und machte mich los von ihm. Ich durchdrang fassungslos die Reihen der Brüder und warf mein glotzendes Auge, nach Mario suchend, umher. Er war nicht da. O, der Unglückliche! Also doch! Ich hatte die Seelenmesse gehört, unterbrochen. Die Brüder kannten mich und verstanden meinen Schmerz, sie gingen lautlos aus der Kapelle und die übrigen Leute mit ihnen. Nur einige der Brüder blieben tröstend um mich, der Prior voran. Er führte mich zur Klostergruft, zu der man über eine Treppe im Hintergrunde der Kirche gelangte. Willenlos schleppte ich mich ihm nach. Unten angelangt wies er mit stummer, aber unendlich trauriger Gebehrde auf einen einfachen Sarg, auf dem noch frische Blumen lagen. Er brauchte nichts zu sagen, ich verstand ihn. Ich umfaßte den Prior flehentlich, er möchte mich den Freund noch einmal sehen

lassen. Nun riß man auf sein Geheiß den Deckel vom Sarge, und da lag er vor mir der todte, schöne Freund, offenen Auges und die Hand an jene Stelle der Brust gelegt, wo ihn der mörderische Stahl getroffen. Ich warf mich klagend über die Leiche und küßte ihr kaltes Haupt, als müßte es mir gelingen, es zum Leben aufzuküssen. Man riß mich mit Gewalt vom Sarge los und trug mich hinweg. In einer Zelle erwachte ich erst nach einigen Stunden aus meiner Bewußtlosigkeit.

Wie verwünschte ich dieses Aufwachen, dieses Leben! Ich hielt es für Grausamkeit des Schicksals, daß es nicht in aller Stille jener Ohnmacht meine Lebensfäden abgeschnitten und ein Dasein geendet, aus dem doch Der entflohen, der für mich Alles, Alles gewesen.

Ich ließ mich auf das Zimmer des Priors führen, um da endlich etwas über den Tod meines Freundes zu hören. Ich hörte nur die näheren Umstände der räthselhaften That: Fünf Tage waren es, da ward Nachts gegen zehn Uhr ein Bote im Kloster gemeldet, der den Bruder Mario an das Sterbebett einer Frau in dem nahe gelegenen M . . . zu rufen kam. M . . . war eine jener von den Städtern sehr gesuchten Sommerfrischen, die an der Eisenbahn lagen und etwa eine Stunde vom Kloster K . . . entfernt. Der Bote war zwar nicht gekannt im Kloster, aber der Ruf hatte nichts Unglaubhaftes, Mario war schon oft zu ähnlichen Functionen in die Umgegend gerufen worden. Der Bote hatte auch überdies einen bekannten Namen genannt und hielt seinen Wagen vor den Thoren bereit. Mario stand nicht einen Augenblick an, dem Rufe zu folgen. Der rücksichtsvolle Prior machte ihm sogar den Vorschlag, da er

erst die Nacht zuvor an dem Krankenbette eines Bruders theilnahmsvoll verbracht, einen andern Bruder für ihn entsenden zu wollen, aber Mario wollte selbst gehen. Der Wagen fuhr um halb elf Uhr vom Klosterhofe ab. Früh Morgens meldete der Pförtner dem Prior, der Wagen sei nicht zürückgekehrt und auch Mario zu Fuße während der Nacht nicht angekommen. Man sandte auf die Zelle Mario's, das Bett, das Lämpchen waren nicht berührt, nichts sprach für die nächtliche Anwesenheit des Bewohners der Zelle. Unruhig sandte der Prior zwei der Brüder nach M . . . in das vom Boten bezeichnete Haus. Es stand am Abhange eines reizenden, waldigen Hügels, mit herrlicher Aussicht auf die nahen Kalksteinfelsen und die ringsum liegenden, grünen, villenbedeckten Thäler, aber ziemlich vereinsamt. Ziemlich entfernt von diesem Hause lagen erst die besuchteren, belebteren Landhäuserreihen des Ortes M... Um sieben Uhr Morgens langten die Brüder bei dem Hause an. Sie traten an die Thüre und fanden sie weit geöffnet. Keine Seele war in dem Zimmer des Flurs. Sie gingen weiter auf den Trakt zu, der mittelst einer Terrasse mit dem Garten in Verbindung stand, kein Mensch war zu sehen, Alles wie verödet. Sie traten auf die pflanzenumsäumte Treppe der Terrasse — und schauderten zurück. Da lag der Bruder Mario hingestreckt, entseelt und ein kleiner Dolch lag neben ihm! Nun schlugen die Brüder Lärm, aber Niemand hörte sie. Es war auch weder Jemand im Hause, noch im Garten zu sehen. Es blieb nichts übrig, als daß der Eine von ihnen in den weiter unten gelegenen Theil des Ortes M . . . hinabeilte, während der Andere bei der Leiche auszuharren übernahm. Es währte nicht lange und

das Haus bevölkerte sich, schaarenweise kamen die Leute des Ortes heraufgeströmt an die Stätte des Unglücks. Aber Niemand wußte etwas zur Aufklärung des Unglücksfalles, Jeder erfuhr davon zum ersten Male. Bald war auch die Ortsbehörde an Ort und Stelle, die Herren nahmen den Thatbestand, wie sie ihn vor sich hatten, zu Papier und der Leichnam wurde für's erste in das Kloster gebracht. Vorgestern wurde er von hier unter Zulauf vieler Menschen aus der Umgebung bestattet. Ueber den Fall selbst, sagte mir der Prior, ruhe noch heute dasselbe Dunkel, wie vor fünf Tagen. Die Fragen liegen alle unbeantwortet vor. Wer bewohnte jenes Haus, in das Mario geholt wurde? Erstes Räthsel. Das Haus gehörte einer Familie . . .rf, deren Name auch von dem Boten, der Mario zu holen kam, genannt wurde; aber die Eigenthümer bewohnten es in dieser Saison nicht, sie wohnten seit Monaten in einer anderen ihnen gehörigen Villa an einem der vielen Alpenseen und hatten es vermiethet. Wer miethete das Haus? Zweites Räthsel. Eine fremde Frau — sie nannte sich „von Trani“ — hatte es vor etwa acht Wochen in der Stadt gemiethet, bezahlt und sich die Schlüssel einhändigen lassen. Mehr wußten die Eigenthümer, von denen ein Familienmitglied in der Stadt anwesend war, nichts von ihrem Hause und nichts von der Miethérin. Im ganzen Orte M . . . hatte man von der Miethérin nichts gesehen, die Leute behaupteten, sie könne erst ein, höchstens zwei Tage das Haus bewohnt haben. Im Hause selbst, in dem an die Terrassentreppe grenzenden, kleinen Zimmer hatte der Bewohner oder die Bewohnerin wenig Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen. Man fand ein offenes Bett, in dem ein Mensch

gelegen haben mußte und wenige Schritte von diesem Bette sah man einige Blutspuren, die, trotzdem irgend eine Hand zu verwischen sich Mühe gegeben haben muß, noch kenntlich waren. Diese Blutspuren scheinen darauf hinzudeuten, daß der Ort vor dem Bette der Schauplatz der räthselhaften Unthat war und daß die Leiche erst hierauf dahin geschafft worden, wo sie die Brüder vorgefunden haben. Das einzig Sichere, was man in Händen hatte, war bis heute die Person des Boten, der zum Kloster mit dem Wagen gekommen war. Und den hätte die Behörde auch vielleicht nicht, wenn der Mann nicht gleich Tags darauf, als die Geschichte Stadt- und Landgespräch geworden war, sich selbst zu Gericht gestellt hätte. Es war ein Bauer aus dem nahen Eisenbahnstationsorte, der gerade mit seinem Wägelchen auf der Heimfahrt vor dem Hause vorüberfuhr und von einer vor dem Hause stehenden Frau, die er nie im Leben gesehen hatte, gefragt wurde, ob er nicht rasch zum Kloster von K... fahren möchte, um zu einer Sterbenden den Pater Mario zu holen, ein Auftrag, der ihm an und für sich nichts Verdächtiges zu haben schien. Da er obendrein noch sehr gut und im voraus bezahlt worden, führte er den Auftrag aus und setzte den Bruder in der Zeit von einer Stunde vor dem Hause ab. Er sah den Pater noch in's Haus treten und setzte dann seine Fahrt wohlgemuth fort. Das war die Aussage des Boten, und der Mann machte so vollständig den Eindruck des Unschuldigen, daß man ihn auch alsbald wieder entließ.

Das war Alles, was mir der Prior ausführlich und getreulichst erzählte.

Mehr wußte bis heute Niemand. Ich verabschiedete mich

von dem guten, alten Manne, aber nicht, ohne ihn zu fragen, wie er die dunkle Geschichte ansehe. Und er sagte mir, die Hände wie zum Schwur hebend: „Ihr Freund steht rein vor dem Richterstuhle Gottes, und die Hand dessen, der ihn gemordet, wird verdorren im Leben, ob sie von menschlichen Richtern erreicht werde oder nicht!“ —

Ich verließ das Kloster und kehrte in die Stadt zurück.

IV.

Mein erster Gang andern Tages galt der Wohnung des unglücklichen Freundes, die er in der Zeit, bevor er nach K... ging, inne hatte. Ich forschte den Portier aus, welche Leute sich, nachdem Mario in's Kloster gezogen war, in der Wohnung nach ihm erkundigt hätten. „Es war nur eine Frau, die nach dem Herrn Grafen fragte, und diese war auch nur einmal da,“ sagte er mir. Ich ließ mir dieselbe von ihm schildern und soweit ich aus den Angaben des Portiers klug werden konnte, war sie „hübsch, sauber, schwarz und recht nobel“. Dies waren die näheren Kennzeichen, die er angab, recht magere Daten für mich. Er schwatzte — ich hatte ihn mit zwei Geldstücken gesprächig gemacht — noch viel unwesentliches Zeug und nur nebenhin bemerkte er schließlich, als erinnerte er sich eben an den Umstand: „Ja und daß ich nicht vergeß', ein Mohr, ein kleiner, grausiger Kerl war mit der Dam' da.“

Norina war es also, die dagewesen! Und das dünkte dem Kerl unwesentlich! Mir nicht. Die Frau, die hier nach Mario gefragt und die Frau, die so geheimnißvoll in

M... das Landhaus bewohnt — sie wuchsen in meinen Gedanken plötzlich zu einem und demselben Bilde.

Ich ging von da nun zu jenem Herrn ...rf, zum Besitzer des Landhauses in M... und erkundigte mich nach der Frau, die das Landhaus gemiethet. Ach, der Mann hatte sich mehr um den Pachtschilling als um das Aussehen der Mietherin gekümmert. Nach dessen Aussagen war die Frau auch nobel, aber es war, wie er glaubt, eine Blondine, und von einem Mohren wußte er gar nichts. Ich selbst kannte die Gräfin nur aus den Schilderungen, die Mario von ihr machte, gesehen hatte ich sie selbst nie. Was sollte ich thun? Ich mußte die Sache in die Hand der Gerichte legen. Ich ließ mich dem Chef der Untersuchungsbehörde, der die Führung der Nachforschungen übernahm, melden. Ich machte ihm meine Andeutungen in der discretesten Weise über das Verhältniß Mario's zur Gräfin P***, ich entwarf ihm ein Bild jenes leidenschaftlichen Weibes, das den Freund unter die schwarzen Mauern vom Kloster K... getrieben, ich verschwieg nicht die Umstände, daß die Gräfin vor Mario's Eintritt in's Kloster hier gewesen, daß ich den Mohr selbst gesehen, daß sie mit dem Mohren in der Wohnung Mario's sich erkundigt, und daß die Schilderung des Portiers auf die Gräfin passe.

Der Untersuchungsrichter hörte mich aufmerksam an und meine Verdachtsgründe wurden zu Papier gebracht. Als dies geschehen, hieß er den Protocollführer aus dem Zimmer hinausgehen und bot mir an, mich nochmals zu setzen.

„Ich werde,“ fing er an, „Ihre Daten sorgfältig benutzen, aber ich muß Ihnen schon heute sagen, daß die bisherigen Untersuchungsresultate auf ein ganz entgegengesetztes

Endziel deuten, als das, das Sie anzunehmen scheinen. Ich will Ihren Gefühlen für den geliebten Todten nicht nahe treten, doch mich und allen meinen Collegen, die den Fall bisher im Auge hatten, will es bedünken, daß von einem Morde an dem Frater Mario kaum werde entgiltig die Rede sein können." —

Ich verstand diese Andeutung, sie gab mir einen Stich tief in die Seele, und empört brach ich in die Worte aus: „Entweihen Sie, mein Herr, nicht vorzeitig das Andenken eines Freundes!"

Meine Worte müssen einen drohenden Charakter gehabt haben, denn der Herr Rath klingelte und sagte dem eintretenden Diener: „Führen Sie den Herrn hinaus und zu seinem Wagen, er befindet sich offenbar nicht wohl."

An der Thüre noch sagte er mir dann mit einem Anflug von Wehmüthigkeit: „Ich schicke in einigen Tagen wieder zu Ihnen. Beruhigen Sie sich. Vielleicht wendet sich die Affaire zum Besten Ihrer Intentionen."

Froh war ich, draußen zu sein, aus dem Raume, in dem meine heiligsten Gefühle, Freundschaftsgefühle, so tief verletzt worden. Malt doch die Themis blind und nicht die Liebe! Mario ein Selbstmörder! Weil sie nicht rasch genug die dunklen Schleier, die über der Scene im Landhause liegen, sich heben sehen, legen sie mit stillem Gleichmuth eine Seele in Acht, die heute schon vor ganz anderen Richtern steht und so rein, wie vielleicht ihre Seele nie stehen dürfte! Und wer sagt mir denn, daß sie die Schleier heben wollen, heben dürfen! Vielleicht liegt es im Interesse von Menschen, die diesen Untersuchungsrichtern mehr sind, mehr sein müssen, als die Gerechtigkeit selbst, diese Schleier nicht zu heben?

Haben sie nicht schon die Angelegenheit mysteriöser zu machen, als sie ist, bereits damit angefangen, daß sie den Tagesblättern der Stadt anbefohlen, über den Vorfall und Alles, was mit ihm zusammenhängt, das vollste Stillschweigen zu beobachten? Haben sie nicht damit schon der öffentlichen Lüge, die sich selbst im Fluge colportirt, überall Eingang verschafft? O, ich merkte, wo das hinaus soll! Eine Untersuchung, an deren Seite die öffentliche Meinung stünde, die Alles zum Ausdruck brächte, was ein Licht in die finstere Geschichte bringen müßte, würde am Ende gar die ganze Geschichte des unglücklichen Freundes an's Tageslicht ziehen, eine Geschichte, die gewissen Kreisen der Stadt, die sich so ganz maßgebend dünken, gar so unbequem und unangenehm werden müßte; ein großes schreiendes Unrecht würde der Gesellschaft und dem Volke die Augen aufreißen, und um dies zu verhindern, greift man zu einem zweiten, vielleicht noch schreienderen Unrecht! Munkelte man ohnehin in der Stadt genug von Mario, gab doch sein letztes Verhalten der sterbenden Fürstin gegenüber, der er den letzten Beistand verweigerte, so viel zu reden in allen Schichten der Gesellschaft! Ein Selbstmord Mario's käme ihnen gar so gelegen! Sie könnten an ihm das ganze exzentrische Wesen — Natur allein ist schon in den Augen dieser Menschen etwas Exzentrisches — Mario's und Alles, was sie daraus herleiten wollten, bequem erklären.

Ein ganzes Heer solcher Gedanken bestürmten mich, als ich das Gerichtshaus verließ. Einer gab den Andern, sie erdrückten meine anfängliche Zuversicht, und doch konnte ich keinen bis an's folgerichtige Ende verfolgen, ohne daß ihn nicht wieder Zweifel benagt hätten. Wahre Höllenpein

quälte mich an ihrem endlosen Rade, und Zweifel über Zweifel schleiften mich ruhelos hin und her. Ich knirschte mit den Zähnen, aber es half nichts. Abwarten, abwarten, hieß es jetzt. Man rief mich nach B... zur Fortsetzung meiner Arbeit, ich ging nicht. Ich sollte Siegfrieds Tod und Hagens Schandthat malen und war eben daran, dem schändlichen Morde, an meinem Siegfried begangen, auf die Spur zu kommen und seine Brunhilde zu entlarven. Schreckliche Tage, einer nach dem andern, kamen für mich! Man hatte schon das Stadtgespräch corrumpirt und falsche Daten ausgestreut. Wo ich hinhorchte — die Angelegenheit hörte nicht auf cause celebre zu bleiben — überall gingen die Vermuthungen auf die Thatsache hinaus, daß Bruder Mario sich selbst erdolcht hätte. Für die Masse hatte man natürlich Gründe genug für die große Wahrscheinlichkeit dieser Annahme und man hing ihr beliebig viele romantische Mäntelchen um. Man schwatzte von einer unerwiderten Neigung, die Mario zu einer Dame gefaßt haben sollte und deren Erfolglosigkeit ihn in's Kloster getrieben. An der Seite dieser Dame sollte er sich endlich eines schönen Tages, als er den letzten Versuch machte, seiner Leidenschaft Geltung zu verschaffen, entleibt haben! Was nützten all' die Beweise, die dagegen sprachen und die Lügenhaftigkeit des ganzen Gewebes bloßlegten? Sie kamen nicht in die Oeffentlichkeit.

Nach Ablauf von zehn Tagen ward ich wieder zu dem Herrn Rath, der an der Spitze der Untersuchungscommission stand, gerufen. Ich erschien zur bestimmten Stunde. Er eröffnete mir vor Allem, daß mein Verdacht auf ganz falschen Wegen sei. Gräfin P***, eine Dame, die an und

für sich über jeglichen derartigen Verdacht erhaben, sei polizeilichen Nachforschungen zufolge, die man angestellt, seit Monaten aus ihrem jetzigen Wohnorte, Rom, nicht weggekommen, habe unsere Stadt seit der zwei Jahre, da ihr Gemahl gestorben, nicht besucht und habe überhaupt Mario, seitdem sie ihn in Rom vor Jahren gesehen, nicht mehr zu Gesicht bekommen. So weit diese Nachrichten mit der Anwesenheit der Gräfin P*** in unserer Stadt zusammenhingen, meinte der Herr Rath, treffen sie mit der Untersuchung der hiesigen Polizei vollständig überein. Die Gräfin sei hier in der letzten Zeit nirgend gesehen worden, ihr Name komme auch in den Fremdenverzeichnissen der Behörde nicht vor, sie könne also unmöglich hier oder in M.. gewesen sein. — „Auch nicht unter anderem Namen?" fragte ich hierauf. „Auch nicht," sagte mir kurz und apodiktisch der Herr Rath. Ich erlaubte mir ferner mit aller Zurückhaltung, die ich mir aufzwang, zu bemerken, daß viele dieser Angaben, die von und über die Gräfin gemacht worden, mit den Aufzeichnungen Mario's nicht stimmten, so z. B. daß die Gräfin seit Rom den Freund nicht gesehen habe, während sie nach ihm leider in den letzten Jahren eine förmliche Hetzjagd in aller Herren Länder angestellt, daß sie ihn in Paris, London, Lewes, Dublin, Amsterdam erreicht und mit ihren Anträgen belästigt hat u. s. w. Der Herr Rath sagte hierauf mit großer beflissener Kälte: „Wir haben nicht Ursache, unseren italienischen Nachrichten, die so ganz den hiesigen Forschungen entsprechen, zu mißtrauen. Und ich muß sie ernstlich ersuchen, diesen Verdacht, der einer Frau von dem Range der Gräfin so an die Ehre und den

Charakter geht, vor mir nicht mehr in Anwendung zu bringen."

Da war es ja, das Joch, in das die liebe Gerechtigkeit gespannt einher ging! Gefaßt, aber entschiedenen Ausdruckes sagte ich nun: „Und welch anderen Verdacht hat die hohe Comission?" — „Gar keinen mein Herr! Es wäre auch unnütz einen zu haben, wir würden ihn nicht verfolgen können. Es fehlen alle nöthigen Behelfe zur Handhabe; die Sache bleibt, wie sie immer vor sich gegangen, dunkel. Es ist keine Seele in M... zu finden, die, der Bauer ausgenommen, jene Frau oder überhaupt eine Frau in jenem Landhause gesehen hat, und jener Bauer hat die Frau im Dunklen gesehen und was er von ihrem Aussehen sagt, zeigt durchaus nicht auf eine Frau von Stand. Uebrigens würden die Aussagen des Bauers für den Juristen nicht viel ausrichten können, denn der Mann leidet, wie ein ärztliches Gutachten lautet, an Hallucinationen." — „Also bleibt die That dunkel, wie sie es war? Sie soll es bleiben? Und es soll Jedem freistehen, meinen Freund für einen Selbstmörder zu halten?" — Der Herr Rath hatte bloß ein Achselzucken für diese Frage. Er begleitete dies nur noch mit den Worten: „Vorläufig ist auch beschlossen, die Untersuchung als resultatlos und beendigt zu erklären. Es ist schon zu viel von der Geschichte gesprochen worden und es kann der Regieruug nicht gleichgiltig sein, daß man von der Affaire in der nun überhand nehmenden Weise weiter spreche, schon weil sie einen Mönch betrifft!" — Eine artige Verbeugung deutete mir hierauf an, daß der Herr Rath die Unterredung für beendet ansehe. Und es war gut, daß er mich hinaus complimentirte, ich hätte

nach dem, was er schließlich gesagt, für meine Zurückhaltung nicht einstehen können. Mein Blut siedete unheilvoll und es wäre gewiß zur offenen Empörung gekommen von meiner Seite. Sie hätten mich dann eingesperrt und mir vielleicht ebenso Hallucinationen aufgedrunden, wie dem Bauer von M... Und ich wäre für das Werk, das ich nun vor hatte, verloren gewesen! Es war gut, daß ich aus dem Bereiche dieses besoldeten Staatssklaven rasch draußen war. Jetzt wußte ich Alles, wußte, daß sie das Licht scheuen, das sie hervorbringen könnten, wußte, daß sie eine Dame von Stand, die todt ist, und eine andere, die lebt, nicht in die Geschichte hineingezogen sehen möchten; wußte auch, daß ihnen der Ruf ihrer Klöster an's Herz gewachsen sei, mehr als das Recht, das unbeugsam sein sollte für Jedermann, für Groß und Klein, für Volk und Bürger und Adel, und das sie nur biegen und brechen einzelner Individuen und Ständen zur Liebe! Thoren, diese Rechtsbrecher! Anstatt den Verdacht des Selbstmordes von einem Klosterbruder dadurch zu nehmen, daß sie die Wahrheit an die Sonne bringen, belassen sie den Verdacht lieber im Munde des Volkes, um die Geistlichkeit nicht erst in einen Prozeß zu verwickeln! Ich aber wußte, was ich zu wissen nöthig hatte, wußte, daß ich von diesen Leuten nichts zu erwarten hätte, um die Charakterreinheit meines Freundes vor dem Forum der Welt darzuthun.

Und so mußte ich denn selbst und auf eigene Faust die Wege meines eigenen Verdachtes weiter gehen und Untersuchungsrichter in einer mir heiligen Sache werden, die von Staats- und Rechtswegen keinen andern bestallten und gelehrten Untersuchungsrichter finden sollte.

V.

Da mir von Seite der Gerichte keine Unterstützung werden sollte, war ich wieder auf meine eigenen Gedanken angewiesen. Die konnten sie mir nicht fälschen, nicht corrumpiren, sie waren mein und unterstanden nicht ihrer Aufsicht. Und diese Gedanken hoben alle den geistigen Finger auf und zeigten auf ein Weib, das die Mörderin meines Freundes sein mußte. Und diesem Zeichen unabläßig zu folgen, sollte von jetzt an meine Lebensaufgabe werden, ich wollte sie lösen und sollte ich darüber alt und grau werden und in's Grab versinken. Das Andenken meines Freundes im Angesichte der Welt von dem Verdachte eines Selbstmordes reinigen und seinen Tod rächen — das waren die Thaten, die ich meiner Zukunft auf die Schultern lud. Das Erste, was erreicht werden mußte, war die Gräfin Norina. Mein ganzes Streben konnte jetzt nur dahin gehen, das Weib zu sehen, an dem meiner festen Zuversicht nach das Blut meines unglücklichen Freundes kleben mußte, ich mußte Norina in der Nähe haben, um das Werk zu vollführen, das mir noch zu vollführen erübrigte. Habe ich sie, dann wird mir Gott den rechten Weg schon zeigen, auf dem ich, ausschließlich durch meine eigenen Kräfte, Herr des Räthsels werden kann, das über dem Grabe Mario's in der Klosterkirche zu K . . . liegt. Mein Plan war bald gemacht. Rom sollte mein erstes Reiseziel sein. Den Angaben der Polizei gemäß hat die Gräfin die ewige Stadt ja seit Monden nicht verlassen, ich mußte sie also dort treffen, falls sie nicht ihr böses Gewissen von dort, trotz polizeilicher Versicherungen, wieder aufgescheucht haben sollte.

Ich hatte gar keine Hoffnung, der Gräfin so rasch habhaft zu werden, aber ich gedachte von Rom aus ihre Spuren leichter verfolgen zu können. Hatte sie doch gar keine Ahnung, daß dem armen Mario in irgend Jemandem ein Rächer erstanden sein könne. Ihre einzige Furcht werden wohl die Gerichte gewesen sein und denen war sie glücklich entzogen, diese standen sogar für ihre Unschuld ein. Ich entledigte mich meiner artistischen Geschäfte mit dem Kunstfreunde auf Schloß B... rasch, versprach meinen Carton „Siegfried's Tod" nach einer größeren Urlaubszeit zu beenden und bat um die Summe, die mir für die vollendeten drei Bilder zugesichert war. In einigen Tagen erhielt ich Urlaub und Geld. Letzteres reichte hin, um nöthigenfalls ein volles Jahr auf meinen Entdeckungszügen ausbleiben zu können. Ich machte nur noch einen kurzen Besuch im Kloster K... sprach den wackeren Prior, der über das Fallenlassen der Untersuchung in der Affaire des Mordes im Landhause zu M... nicht weniger empört schien, als ich, und der den höheren weltlichen Einflüssen den Machtspruch des Todschweigens der nächtlichen That eher zuzuschreiben geneigt war, als dem angeblichen Respect vor dem Stande, dem er selbst angehörte. An dem Grabe Mario's holte ich mir dann verstärkten Muth zu meinem nunmehrigen Vorhaben. Wenn ich einst die Gebeine des Freundes, des Unvergeßlichen, wiedersehen werde, dann ist der Bann einer finsteren That von ihnen genommen, und die Seele Mario's kann wieder im reinen Aether eines makellosen Angedenkens existiren.

Ich reiste ab. Es dauerte einige Tage, bis ich die Kuppeln von St. Peter vor mir liegen sah und doch hatte ich mir keine übrige Rast und keinen Halt gegönnt, als die

durch die gegebene Communication geboten war. Ich hatte kein Auge für die Herrlichkeiten der ewigen Stadt, die vor fünfzehn Jahren, als ich sie auf einer Fußwanderung durch Italien zum ersten Male sah, meine aufblühende Künstlerseele so endlos begeisterte. Für mich stand ja auf allem Vergänglichen und Unvergänglichen der Schönheiten Roms der Name „Mario" aufgeschrieben, er war das einzig Unwandelbare meiner Gedanken und Gefühle, wo ich in Rom auch immer sein mochte, auf dem Capitol, im Vatikan, auf dem Monte Pincio, oder der Piazza di Venezia. Ging mir ja hier, im Angesichte der Scene, die ganze Tragödie des Freundes so mächtig erschütternd erst recht wieder an's Herz. Ich sah das Haus, in dem der Freund im Verborgenen zum ersten Male die Augen aufthat zu einem Leben, das ihm nur unheilvoll werden sollte; hier ging jener Unmensch von einem Vater nächtlich aus und ein zu dem erbarmungslosesten Weibe, das sich je Mutter zu nennen wagte. — Es dauerte einige Tage, ehe ich mich aufraffen konnte zu dem, was ich mir vorgenommen. Zuerst wollte ich den alten Marco aufsuchen, der von Mario, als er in's Kloster eintrat, geschieden und in die Heimath zurückgekehrt war, aber ich fand ihn nicht. Er war seinem Herrn in die Welt der Schatten vorausgeeilt. Er starb rechtzeitig, glücklich, seinen padrone endlich im sicheren Hafen zu wissen. Die Kunde von dem traurigen Ende seines Herrn hatte ihn nicht erreicht. Nun forschte ich nach der Wohnung der Gräfin. Auch diese fand ich, aber nicht die Gräfin. Niemand wußte, wo sie war, man sagte, sie sei kürzlich verreist. In Rom war also nichts mehr für mich zu thun. Ich ging nach Turin auf gutes Glück; fand aber die

Gräfin auch da nicht. Ich fuhr nach Neapel, fand sie zwar wieder nicht, aber ich fand daselbst zum mindesten eine Spur. Ich erfuhr auf Umwegen, die ich für Geld und gute Worte immer offen hatte, daß die Gräfin vor Kurzem noch hier gewesen, nun aber zum bleibenden Aufenthalt für den Rest des Winters nach Paris oder Brüssel gegangen sein müsse. An einem dieser beiden Orte mußte sie sicher jetzt zu finden sein. Die Nachrichten kamen aus Kreisen, die der Familie des verstorbenen Gemahls der Gräfin angehörten, sie konnten also richtig sein.

Ich ging der entdeckten Spur eiligst nach und war schon in einigen Tagen über Genua und Marseille in Paris angelangt. Ein glücklicher Zufall begünstigte mich, und ich las am Abende meiner Ankunft in dem Fremdenbuche meines Hotels den Namen: „Norina von S... aus Neapel mit Dienerschaft." Das waren ja Vor- und Familienname der Gräfin P... Erfreut trat ich in die Portierloge. „Ist Frau Gräfin S... noch im Hause?" fragte ich. Der Portier antwortet: „Nein, die Gräfin ist seit einer Woche wieder abgereist, ich glaube nach Brüssel!" — Das stimmte mit meinen neapolitanischen Nachrichten. Nun ließ ich mir noch zur größeren Vorsicht die Gräfin beschreiben; kein Zweifel, nach Mario's Zeichnung mußte sie es sein. Ich fragte auch nach den Bestandtheilen der im Fremdenbuche angegebenen Dienerschaft. — „Zwei Mädchen und ein Mohr," sagte der Portier. — Ein Mohr? Hollah, sie ist's! Ich hatte keinen Zweifel mehr und setzte meine Abreise für den andern Tag fest. Abends war ich in Brüssel. Ich stieg daselbst in einem kleineren Hotel ab und nahm gleich am nächsten Morgen meine Forschungen auf. Ich durch-

stöberte alle Fremdenbücher, begegnete aber nicht dem Namen der Gräfin; ich lief auf das Fremdenbureau, auch da war nichts zu finden. Die Gräfin wird aller Wahrscheinlichkeit nach eine Privatwohnung bezogen haben, dachte ich mir. Da half nichts: ich legte mich auf's Warten. Ist die Gräfin hier, dann verbirgt sie sich nicht zu Hause, wird sie ja nicht behelligt von unserer heimathlichen Gerichtsbehörde. Also werde ich sie doch einmal sehen! Ich verließ mich da ganz auf den Mohren, den ich erkennen werde und der die Gräfin gewiß begleiten wird. So verliefen Tage, Wochen, der Mohr und seine Herrin wollten noch immer nicht sichtbar werden.

Es war unterdeß der März gekommen, und ich besuchte eines Sonntags eine entfernt vom Weichbilde der Stadt liegende Kirche, um ein altes Altarbild von einem niederländischen Meister, das ich noch nicht kannte, in Augenschein zu nehmen. Da, als ich eben die Portiere der Kirchenthüre zurückschlage, tritt eine fein gekleidete, in tiefe Trauer gehüllte und dichtverschleierte Dame aus der Kirchenthüre. Die Dame war mir durch ihre auffallend imponirende Erscheinung und das blendende Marmorweiß des Antlitzes, das sogar die dichte Dunkelheit des Schleiers siegreich zu durchbrechen wußte, an und für sich schon aufgefallen, und ich war nahe daran, mich einige Augenblicke lang wenigstens oberflächlich für die Erscheinung zu interessiren, da sehe ich dicht hinter der Dame die kleine, häßliche Gestalt eines — Mohren aus der Kirche treten. Ein elektrisches Zucken ging in diesem Augenblicke durch mein ganzes Wesen. Kein Zweifel, ich hatte den fratzenhaften Kopf, der mir an jenem unheilvollen Tage des vorigen Jahres plötzlich an der Thür=

pfoste von Mario's Zimmer zuerst erschienen war, vor mir, ja es war dieselbe schwarze Seele, die schon vor Jahren in Rom den Abscheu des Freundes erregt hatte, gewiß, sie war es, und die Dame, der er das Gebetbuch — daß es nicht unter seinen Händen zur Asche ward! — nachtrug, muß Norina sein!

Die Beiden gingen so gleichgiltig an mir vorbei, daß es mir sicher schien, sie hätten keine Ahnung, wer ich sei. Draußen bestieg die Dame ein Cab, der Mohr setzte sich neben den Wagenlenker und fort ging es. Ich bestieg allsogleich auch ein eben leer herankommendes Cab und befahl dem Cabmann in gewisser Distanz dem vor ihm fahrenden Collegen zu folgen und ihn ja nicht aus den Augen zu verlieren.

Ich hätte vor Freude laut aufschreien mögen über jenen glücklichen Einfall, der mich heute hinaus in die Vorstadtkirche geschickt! Endlich wäre sie erreicht! Wie da die Lust und Liebe, mein Werk zu vollführen, Feuer und Flammen in mir schlugen! Gedanken echter Freundschaft zündeten in meiner Seele, und aus diesem Feuer heraus hörte ich die Stimme rufen: „Muth, Muth! Jetzt gilt es dein größtes Werk im Leben zu vollbringen: das Andenken des Freundes reinigen und ihn rächen! An's Werk, an's Werk!"

Inbrünstig dankte ich dem Schicksale, das mich endlich in der Gräfin Nähe geführt, die ich nicht mehr zu verlassen schwor, bis ich das ersehnte Ziel erreicht. Eine schwere Aufgabe für mich, der ich ganz allein war; indeß beängstigte mich das nicht einen Augenblick. Wirr kreuzten sich die Pläne in meinem aufgeregten Kopfe, ich hatte noch keinen endgiltigen Entschluß, konnte noch keinen haben.

Die erste Freude ließ sich noch nicht auf feste Gestaltung eines solchen ein.

Ungefähr eine Stunde mochten beide Wagen gefahren sein, da sah ich den der Gräfin vor dem „Hotel de Paris" stehen bleiben, den Mohr vom erhöhten Sitze herabspringen, die Gräfin aus dem Wagen heben und beide dann durch den Eingang des Hotels verschwinden. Nach wenigen Minuten verließ auch ich meinen Wagen. Ich trat in das Hotel, fragte, ob die Gräfin Norina von S . . . (ich nannte sie bei ihrem Familiennamen), da wohne und erhielt eine bejahende Auskunft. Ich wußte nun, wo Norina zu finden sei und fuhr weiter in mein Hotel zurück. Dort angekommen, gesellte sich zu der aufgeregten Stimmung meines Herzens ein Hauch von Wehmuth.

Ich ließ mich vor jenem Bilde des Freundes, das ich einst gemalt und daß ich nach den traurigen Tagen von K . . . wieder an mich nahm, nieder. Es schien ein Heiligenstrahl darüber ausgebreitet, und mir war, als hörte ich des todten Freundes Mahnung: „Räche mich!" dumpf in meinen Ohren. Ich brauchte nicht erst, wie Hamlet, dem Geiste zu schwören, in mir war der Zweifel der Seele längst gehoben, und die Rachegedanken fingen in mir an, im Angesichte des Freundes Form zu bekommen. Innerlich glühend raffte ich mich endlich auf, nachdem ich, ich weiß nicht wie lange, vor dem Bilde des Unvergeßlichen auf den Knieen gelegen, und alle bisher halbgefaßten Pläne formten sich nun zu einem einzigen, der gewappnet und gestählt mit einem Male in den Vordergrund des Denkens trat. Meine Kunst wollte ich zur Verrätherin der dunklen That, die ferne von hier geschehen, anwenden, und

wenn sie das Licht der Aufklärung über jene scheußliche Scene im Landhause zu M... die ich zum Schrecken meiner selbst mit mir ahnend herumgetragen, ausgegossen — dann mag sie auch die Rächerin jener That sein! Ich erschrak anfangs vor meinem eigenen Ansinnen, aber der arme Freund stand im Geiste vor mir und lächelte mich so unschuldig an, als hätte er seine Herzensfreude an meinem jetzigen Entschlusse. Dieses Lächeln entschied siegreich über alle Bedenken.

Allsogleich ging ich an die Ausführung des Werkes. Zuerst galt es, der Gräfin Norina sich zu nähern.

Ich packte meine sämmtlichen Habseligkeiten und siedelte in das Hotel de Paris über. Ich mußte in der nächsten Nähe Norina's sein, um meinen Plan ausführen zu können. In das Fremdenbuch schrieb ich mich „Rosé, Maler aus Paris" ein. Mein erster Gedanke war dann, wie gelange ich zu einer Bekanntschaft mit Norina. Auf meine Erkundigungen wurde mir gesagt, die Gräfin lebe vereinsamt, zurückgezogen und sei für Niemanden zugänglich. Sie führe ein von häufigen Beten und Weinen ausgefülltes Stillleben, sie gehe nur aus, um die Kirche zu besuchen, der sie auch einige Stunden des Tages weihe. Alle Aussagen gingen dahin, daß ein geheimer Schmerz schwer das Leben der schönen Gräfin, wie man sie im Hotel nannte, belasten müsse. Und schön war die Gräfin! Die Schilderungen Mario's trafen noch immer zu, wenn auch ein Jahrzehnt indeß dahingegangen war, seitdem Norina zum ersten Male dem unglücklichen Freunde begegnet war. Ich bekenne, daß eine gewisse Schwäche über mich kam, so oft ich die Gräfin bei ihrem Ausgange sah; ein tiefes Mitleid war nahe daran, meiner

Herr zu werden, wenn ich die marmorweißen Züge, aus denen die Leidenschaft aber ganz entflohen zu sein schien und an deren Stelle nun ein unsäglich schöner Ausdruck tiefen Leides getreten war, vor mir sah. Fast war dieses Niobe-gesicht der Gräfin einen Moment lang im Stande, mich in meinem Vorhaben wankelmüthig zu machen, aber diese Anwandlung ging rasch vorüber, denn ihr dämonisch-wilder, Blick, der schon den Freund immer so beunruhigte, strafte alles Andere an ihr Lügen, das war der Blick des Weibes, das den armen Freund in das Landhaus gelockt hatte, um an ihn mit der Kälte des Stahls seine eigene Kälte rächen zu können. Ich glaubte diesem Blicke und er spornte mich immer von Neuem an, mein Strafgericht zu vollführen. Wie ich mir einst mit meinem Pinsel den Freund mit Sturm zu erobern wußte, so wollte ich mich nun diesem Weibe mittelst dieses Pinsels zu nähern versuchen.

Ich malte ein Bildniß der Gräfin. Ich glaube, es gelang mir. Die Plagegeister meines armen Mario müssen mir meinen Pinsel geführt haben, so zeichnete ich auf ihrem Gesichte all' die Merkmale der Leidenschaft, wie sie vereint selten ein Weib besaß. O, ich traf Norina so gut, als hätte ich sie geschaffen. Kein Maler der Welt hätte dieses Weib so gemalt, wie ich! Die Farben athmeten den Geist, den ich aus der Geschichte des Freundes eingesaugt, der Pinsel schwelgte in Mario's Erinnerungen.

Als das Bild beendet war, bat ich die Gräfin schriftlich um die Gunst, ihr das Portrait überreichen zu dürfen. Ich ward von ihr empfangen. Sie fand im ganzen Gefallen an der Arbeit, hatte aber hier und da Manches anders gewünscht. Sie bat mich, das Bild für eine bestimmte Summe

behalten zu dürfen. Ich lehnte eine Bezahlung ab, mit dem Bemerken, daß mich meine Verhältnisse nicht auf den Lohn anwiesen, daß es mich aber freuen würde, wenn sie das Bild von mir annehmen und mir nur die Vergünstigung schenken möchte, es bei der nächsten großen Kunstausstellung in Brüssel aufstellen zu dürfen. Sie willigte nach längerem Bedenken ein. Wir sprachen uns hierauf öfter, aber immer nur vorübergehend, wenn ich Norina auf der Hoteltreppe oder auf ihren Kirchengängen begegnete.

Ich gab mich nach Kräften anziehend, liebenswürdig, ich brachte diese kalten Marmorzüge hier und da auch zu einem Lächeln, und zeigte mich sichtlich und lebhaft angeregt auch schon von ihrem oberflächlichen Umgange. Mehr begehrte ich nicht, weil ich mich zu verrathen fürchtete. Aber auch sie legte unsere Bekanntschaft auf weitere Dimensionen durchaus nicht an. Der Vulkan in diesem Weibe schien ganz ausgebrannt. —

Für meinen Plan war der Weg nun gebahnt; die erreichte Annäherung der Gräfin war nur eine Art gelungener Vorarbeit. Vorwärts hieß es jetzt!

Nun ging ich erst an das eigentliche Werk selbst, — an das Malen eines Bildes großartiger Composition. Ich raffte meine Phantasie, mein Colorit, meinen Fond an Poesie und Kunst der Farbengebung zusammen, denn ich wollte das Hauptwerk meines Lebens zu Stande bringen. O, nicht Künstlereitelkeit, nicht Aussicht auf Ruhm sollten mich anspornen. Es galt die Ehrenrettung eines Todten, das reine Andenken an einen unvergeßlichen Menschen war der einzige Preis, der einzige Erfolg, den ich so sehnsüchtig erwartete! Eine ganz andere Muse stand diesmal an der

Seite meiner Staffelei, als sonst. Ich wollte die Macht der Kunst erproben, ob sie nicht besser als jeder irdische Richter die Schuld finden und den Schuldigen reuig in sich zusammenbrechen machen könnte! Die irdische Vorsehung hatte in der fernen Heimath in der Angelegenheit meines todten Freundes das Richtschwert von sich geworfen und sie wollte mir den schrecklichen Verdacht des Selbstmordes nicht vom Haupte eines theuren Freundes nehmen. Nun so mögen idealere Mächte entscheiden.

Ich warf meine Kunst zur Untersuchungsrichterin in jener dunklen Affaire zu M..., die meinem unglücklichen Freunde das Leben kostete, auf. O, mein Ziel war hoch und erhaben über alles gemeine Bedenken der Erde, mein Vorhaben fand seinen Adel in der Idee der Reinhaltung eines menschlichen Andenkens, eine Idee, die mir nun Alles, Alles war. Meine Kunst würdigte ich hiermit nicht herab, ich erhob sie, indem ich sie in dieser Sache zur höchsten Richterin aufwarf. Ich setzte meine ganze Kraft an die Composition, bei verschlossener Thüre arbeitete ich rastlos Tag und Nacht. Niemand durfte mich stören, ich bedurfte meiner ganzen inneren Sammlung, um dies Bild so mächtig zu gestalten, als ich es zu meinen Zwecken brauchte. Zwei Monate — während deren ich Norina nur sehr flüchtig einige Male sprach, um meiner Verbindung nicht ganz verlustig zu gehen — waren so unter angestrengter aber begeisterter Thätigkeit verflossen und das Bild war fertig. Es war, ich muß es selbst sagen, höchst wirksam gemalt, die Darstellung war voll Leidenschaft, hatte glühendes Leben. Die Scene, die das Bild darstellte, ließ in die unheimlichen Tiefen weiblicher Leidenschaft blicken. Mich selbst überkam

ein Grauen sondergleichen, als ich vor dem fertigen Bilde stand. „Grell“ werden die heiklen Kunstfreunde den Stoff nennen, dachte ich mir. Sie sollen nur! Die That selbst war noch greller!

Ich setzte im Bilde eine Schreckensscene voraus, auf deren letzten Grund ich erst durch das Bild sehen wollte, ich malte den Verdacht, den ich in der Geschichte des schrecklichen Endes meines Freundes hatte, ich gab Vermuthungen, die meine Seele so lange schon erfüllten, Fleisch und Farbe und Form, ich malte — die Ermordung meines Freundes Mario durch die Hand der Gräfin Norina v. P... und malte sie mit einer erschütternden Wahrheit, die ihre Wirkung, dort wo ich sie wünschte, erreichen mußte. Tritt auch vor diesem Bilde die Lüge nicht zermalmend in sich selbst zusammen, dann giebt es keine Wahrheit, sagte ich mir in meiner Leidenschaftlichkeit. Solche hartgesottenen Sünder, die selbst vor der Anklage der entflammten Kunst starr und ungebeugt bleiben könnten, wären, dachte ich mir, noch nicht geboren. Mir selbst, als ich das Bild beendet vor mir sah, waren diesmal alle gewöhnlichen Maßstäbe der Beurtheilung fremd. Ich war doch sonst ein strenger Richter meinen Arbeiten gegenüber, diesmal hatte ich kein Auge für Einzelnheiten; wenn nur die Scene an und für sich, das Thatsächliche, Gräßliche an ihr in die Augen springt! Dies war meine Sorge. Mögen die Kunstrichter von ihrem Standpunkte aus das Detail tadeln, mögen sie das Herbe in der Situation anfechten, die Thatsache selbst am Ende auch noch für unmöglich und unwahrscheinlich halten — ich malte ja dieses eine Mal nur für Eine. Wenn nur das Bild vor dieser Einen seine Schuldigkeit gethan, dann will ich es vernichten.

Und diese Wirkung schien mir gesichert. Ich habe nie etwas von der Eitelkeit so vieler meiner Collegen in mir gehabt und doch — jetzt tanzte ich, wie ein von Freude Besessener, im Zimmer vor dem Bilde herum, ja ich dankte auf den Knieen dem Allvater, daß er meiner Muse so viel Kraft geliehen. Wie sie da im Bilde zu sehen war, wie sie, scheinbar krank, mit einem Mal in ihrem Bette sich aufraffend und mit den wüthenden Blicken einer Hyäne, den Dolch in das Herz des arglos vor ihr mit gesenkten Blicken betenden Fraters stößt — ha! ganz so muß sie ausgesehen haben, sie, die den armen Freund hinterlistig in jener Sommernacht in das Landhaus zu M... rief und ihn an ihrem Krankenbette, das keines war, aus Rache darüber, daß sich Mario ihr nun ganz entzogen, tödtete, sie — Norina, Gräfin von P***! Ich hätte, so oft ich in die schreckliche Scene mich vertiefte, immer „Greift sie!" rufen mögen. So, so lebte sie nun im Bilde vor mir, die grause That, in jener Sommernacht des vorigen Jahres im Landhause von M... verübt, bisher unerreicht von dem Auge der irdischen Vorsehung, gewiß nun bald erreicht durch den glücklichen Arm der Kunst. Mir bangte gar nicht mehr ob des bevorstehenden Triumphs. —

Die belgische Kunstacademie veranstaltete gerade in Brüssel schon in wenigen Tagen ihre alljährliche große Ausstellung. Rechtzeitig ward ich mit meinem Bilde fertig. Ich machte der Gräfin nun meinen Besuch und erlaubte mir, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern. Sie stellte mir das Portrait zur Verfügung, und ich ließ beide Bilder in die Ausstellungssäle schaffen. In dem Kataloge ließ ich das große Bild unter einem nichtssagenden Titel „Eine Beichte" verzeichnen. Erst wenige Tage waren die Säle der Academie

offen und mein Bild schon das Gespräch der Kunstfreunde. Es machte ungewöhnliches Aufsehen. Das Publicum drängte sich in der ersten Zeit unaufhörlich an das Bild heran, die Journale machten darauf aufmerksam, man war ergriffen von der Scene. Aber den Kern derselben ahnte man nicht. Das waren die Vorboten meines Triumphes, ich stand an der Schwelle endlicher Erlösung von langer Qual. —

Nun trat die Aufgabe an mich heran, die Gräfin in die Ausstellungssäle zu bringen und sie der Mörderin auf meinem Bilde entgegenzustellen. Ich machte ihr einen Besuch und erzählte ihr, wie ihr Portrait in der Ausstellung großen Anklang habe und wie dankbar ich ihr sei, daß sie mir Gelegenheit zu einem Kunstwerke gegeben, das meinem Namen zur Ehre gereiche. Hierauf bat ich sie, sich doch einmal selbst zu überzeugen, wie sich dies Bild dort ausnehme und auch die anderen Sehenswürdigkeiten der Kunstausstellung zu besichtigen.

Es kostete mich viel Mühe, Norina zur Beschauung der Kunstausstellung zu bewegen. Sie weigerte sich lange, weil sie nicht gerne unter Menschen gehe; aber ihre Liebe zur Malerei, die sie auch einmal gepflegt haben will, wie sie sagte, die liebe Eitelkeit, den Eindruck ihres Bildes zu beobachten, wie ich sage, trug nebst meinen Bitten über alle anderen Bedenken endlich den Sieg davon. Der festgesetzte Tag war da. Ich beraumte ihn an einer der letzten zwei Wochen an, wo sich die Zahl der Besuchenden schon sehr vermindert.

In großer, innerer Aufregung und einer furchtbaren Unruhe, die ich zu verbergen suchte, so gut das eben anging, verließ ich mit der Gräfin das Hotel. Wir waren

nur vom Mohren begleitet. In den Sälen der Ausstellung angekommen, peinigte mich jedes Bild, das die Signora ansah, ich war eifersüchtig auf ihre Gesichtssinne, um sie ganz für mein Bild aufzusparen. Ich sprach wenig, die Signora aber schien gut aufgelegt. Sie scherzte über manche Bilder, konnte aber kein Bild mit einem Dolche sehen, ohne, wie sie sagte, vom Schauder befallen zu werden. Wir hatten nun auch schon ihr eigenes Portrait passirt und sie hatte sich sichtlich geweidet, daß eine ziemliche Anzahl junger Männer mit dem Behagen verständiger Gourmands vor ihrer schönen Büste stehen geblieben.

Da sah ich, daß das Seitencabinet, in dem mein großes Bild allein herrschend hing, menschenleer war. Rasch führte ich Norina hinein. Mir pochte das Herz in lauten Schlägen. Ich betete still zu meinem guten Genius um das Gelingen meines Vorhabens.

„Ah!" und „das ist schön!" rief die Gräfin nach einander aus, so lange sie in der großen Distanz an der Schwelle des Seitencabinets für den ersten Augenblick nur den Eindruck der imponirenden Größe des Bildes hatte. Einige Minuten — und näher tretend schreckte Norina zusammen. Die Hand vor den Kopf schlagend, rief sie zurücktaumelnd in einem fürchterlich crassen Tone:

„Was ist das? — Ach! — Ach! — Weg von hier! Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!" —

Ich glaubte die Posaune des jüngsten Gerichtes zu hören. Es waren niederschmetternde Klagetöne, Weherufe eines gepreßten Hirnes, auf das der Wahnsinn loshämmert. Ich lief auf Norina zu, desgleichen eine Anzahl anderer Herren und Damen, die mit uns zugleich in den Ausstellungssälen

anwesend waren und die erstarrten Blickes das taumelnde, aufschreiende Weib sahen.

Norina aber war eben vor dem Bilde zusammengebrochen und bald den stieren Blick auf das Bild gerichtet, bald wieder sich das Haupt verhüllend, schrie sie wieder in den obigen Martertönen: „Laßt mich! laßt mich! Ich habe es gethan! Aber Barmherzigkeit, es war nur meine Liebe, die mich dazu trieb!“ Und gleich im nächsten Momente wieder entriß sie sich den Händen Derer, die sie fassen wollten, sprang vom Boden auf, stellte sich den anwesenden Besuchern stolz gegenüber und rief mit dem Pathos einer Schauspielerin: „Ja, ich habe ihn getödtet, habe ihn getödtet, weil er mich nicht lieben wollte!“ Und wieder sank sie erschöpft und wehklagend zu unseren Füßen hin. Ihr Verstand war bereits gewichen. —

Die Conservatoren des Hauses kamen herbeigeeilt, und man überführte die Signora unter meiner Assistenz in's Irrenhaus. —

Auf's Tiefste erschüttert, zerstreuten sich die Zuschauer der Scene, sie wußten keinen rechten Zusammenhang, wußten einander keinen Aufschluß zu geben. Den Wenigsten von den Besuchern der Ausstellung dürfte der furchtbare Anblick des seelenzerstörten Zustandes Norina's Zeit gelassen haben, die Aehnlichkeit der Frauensgestalt auf meinem Bilde mit dieser Wahnsinnigen zu bemerken. In Zeitungen und in der Gesellschaft sprach man lange von dem erschütternden Auftritte in den Sälen der Kunstausstellung, deutete hin und her und schwieg dann wieder stille. Wi jedes Unglück des Einzelnen, auch das furchtbarste, für die übrige Welt nur den Reiz des Augenblicklichen, Raschvorübergehenden hat, so auch das der fremden Gräfin. Ich

aber fand mich nicht bemüssigt, Aufklärungen zu geben. Mir genügte es, den Freund vom Verdachte des Selbstmordes frei und ihn gerächt zu wissen. Die Kunst — wie danke ich ihr! — war Richterin und Rächerin. —

* * *

Acht Tage darauf erlag die Gräfin einer eingetretenen Gehirnerschütterung im Irrenhause zu Brüssel. Aus ihrem Nachlasse war durch meine Hand ein versiegeltes Schreiben, das die Ueberschrift trug: „Nach meinem Tode zu eröffnen!" an die Behörde der Stadt geschickt, die vor einem Jahre noch die Unschuld der Gräfin zu betheuern wagte. Das Schreiben enthielt ein förmliches Schuldbekenntniß der Gräfin von P***

Wie ich's zu ahnen und zu malen wagte, so war es: Norina hatte aus Rache, daß ihr Mario durch die Wahl seiner letzten Zufluchtsstätte alle Bahnen zur ferneren Verfolgung abgeschnitten, ihn unter falschem Namen und dem Vorwande des benöthigten letzten Beistandes zu sich rufen lassen und ihn an ihrem Lager ermordet. Die Einsamkeit und Wohlthätigkeit sollte den Mann nicht besitzen, den sie selbst nach so langem Ringen nicht besitzen konnte.

Nun hat Mario, Graf von Monte***, in meinem Herzen und im Herzen der Welt ein reines unbeflecktes Denkmal; Norina ist auch schon gerichtet. Und so bleibe der übrigen Welt Alles Räthsel, was ihr noch Räthsel ist. Ich aber will der Kunst, deren Macht mich neu belebte, und dem Andenken des geliebten Freundes weiter leben. Ich kann sagen, ich hatte einen Freund. Mein Leben weiß davon." — — —

(Hier endet das Manuscript des Malers.)

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Klapp, Michael

Mario Der Roman eines Kirchensängers. Nach den Papieren eines Malers von Michael Klapp

Berlin 1867